Ausgabe 7 | 2019 | Schutzgebühr 2,50 €

BLICK WECHSEL

Journal für deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa

Grenzenlos regional

Landschaft und Identität im östlichen Europa

Orte
Iserbaidschan:
Die Wiederbelebung einer Landschaft

Menschen
Nellys Rückkehr:
Christa Wolf und Landsberg an der Warthe

Werke
Bauhaus in Brünn:
Der internationale Stil und die nationale Frage

Szene
Europa im Blick:
Das Ostpreußische Landesmuseum Lüneburg

①

②

③

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»Czechisch oder deutsch gesinnt: Sláva [tsch. ›Ruhm‹] dem Böhmerlande!« – So toasteten Prager Studenten 1861 beim Umtrunk im Baumgarten, wie die *Bohemia,* das meinungsbildende Blatt der Prager Deutschen, berichtete. Der böhmische Landespatriotismus klang in den 1860er Jahren noch nach. Zwei Jahrzehnte später waren Schlägereien zwischen deutsch- und tschechischnational gesinnten Burschenschaftlern an der Tagesordnung. 1882 musste die Karlsuniversität schließlich in eine deutsche und eine tschechische Institution geteilt werden. Und die Presse goss eifrig Öl ins Feuer. Die Folgen sind bekannt.

Heute wird der populistische Ruf nach einer Stärkung der Nationalstaaten wieder lauter. Gegensteuern soll das Konzept von einem Europa der Regionen, das auf länderübergreifende Zusammenarbeit setzt. Da kann es motivieren, sich auf die gemeinsame Geschichte der Deutschen und ihrer östlichen Nachbarn zu besinnen, auf die Wechselbeziehungen der Regionen untereinander – und auf die emotionale Bindung von Menschen an historische Landschaften wie Oberschlesien, Ostpreußen oder den Böhmerwald, die Staatsgrenzen als willkürliche Konstrukte erscheinen lässt.

Diese Themen stehen seit jeher im Fokus des Kulturforums und seiner Partnerinstitutionen. Die siebente Ausgabe des BLICKWECHSELS ist daher auch so bunt und vielfältig geworden wie keine zuvor: Zählt man die Interviewpartner mit, so haben über fünfzig Menschen aus Deutschland, Italien, Kroatien, Lettland, Litauen, Polen, Russland, Rumänien, Slowenien, Tschechien und den USA daran mitgeschrieben. Genauso divers sind die Spielarten des Regionalen, über die sie berichten: Vom Volkskundearchiv über Stahlstiche bis zur Pop-Art, vom Literaturfestival über schlesische Weißwürste bis zum international erfolgreichen Kammerchor reicht das Spektrum. Regional, aber nicht provinziell: Dieser Befund lässt uns optimistisch in die Zukunft des östlichen Europa blicken.

Das Titelbild entstand an der deutsch-polnischen Grenze bei Stettin/Szczecin. Fotografiert hat es der Publizist, Redakteur und Essayist Bogdan Twardochleb (geb. 1954) für sein Buch *Codzienne pogranicze. Głosy publicystów* (»Alltägliches Grenzland. Stimmen von Publizisten«), Szczecin 2015. Der Rücktitel zeigt Teile der Gedenkstätte für das Paneuropäische Picknick, das am 19. August 1989 an der österreichisch-ungarischen Grenze zwischen Sankt Margarethen und Steinambrückl/Sopronkőhida stattfand. An diesem Tag hatte sich der Eiserne Vorhang für kurze Zeit geöffnet. »Hier begann Europas Wiedervereinigung«, heißt es in der Inschrift der Stele im Vordergrund (Foto: © Tourismusbüro St. Margarethen).

Nicht vergessen haben wir die 2019 anstehenden Gedenkanlässe, etwa das Bauhaus-Centennium, die Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Pakts vor 80 Jahren, den 250. Geburtstag des schlesischen Komponisten Joseph Elsner oder den 90. Geburtstag von Christa Wolf. Apropos: Einen besonderen Akzent setzen die vielen Originaltexte von Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Neben der Weltliteratin aus Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski kommen Miljenko Jergović, Alena Mornštajnová, Alvydas Šlepikas, Rosa Tahedl und Arno Surminski zu Wort. Wir wünschen Ihnen einen anregenden BLICKWECHSEL über Grenzen hinweg!

Mit herzlichen Grüßen aus Potsdam
Ihr Team des Deutschen Kulturforums östliches Europa

◀ Staatsgrenzen verlaufen oft entlang von Flüssen, die mitten durch historisch gewachsene Kulturlandschaften und Regionen fließen. Die Brücken, die über diese Flüsse führen, erzählen von Trennungen und Verbindungen

① Die Altstadtbrücke in der deutsch-polnischen Doppelstadt Görlitz/Gorzelec führt über die Lausitzer Neiße, den Grenzfluss zwischen Sachsen und Polen. Beide Hälften der Doppelstadt gehören zur historischen Region Schlesien. Die Brücke wurde am 7. Mai 1945 gesprengt und ist seit 2004 wieder passierbar. Foto: © Charles Mahaux via alamy

② Die Königin-Luise-Brücke, benannt nach Luise von Mecklenburg-Strelitz, der Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, führt zwischen Tilsit/Sowjetsk und Pogegen/Pagėgiai über die Memel. 1907 eingeweiht, war sie ein wichtiger Übergang nach Preußisch-Litauen und verbindet heute die zu Russland gehörende Oblast Kaliningrad mit dem seit 1990 souveränen Staat Litauen. Foto: © Irina Borsuchenko via shutterstock

③ Die Maria-Valeria-Brücke über die Donau, fotografiert von Gockern/Štúrovo (Slowakei) aus in Richtung Gran/Esztergom (Ungarn). Bis 1918 gehörten beide Städte zum Königreich Ungarn. Das 1895 eingeweihte Bauwerk wurde nach Erzherzogin Marie Valerie benannt, einer Tochter des österreichisch-ungarischen Herrscherpaars Franz Joseph I. und Elisabeth. Die Brücke wurde 1944 von deutschen Truppen gesprengt und war bis 2001 unpassierbar. Foto: © lubos.houska via depositphotos

Orte

6 **Tortur zwischen Meer und Sandwüsten**
Reisen auf der alten Poststraße Europas über die Kurische Nehrung war eine Herausforderung
Von Nijolė Strakauskaitė

8 **Iserbaidschan** TITEL
Wie eine künstlerische Wirklichkeitskonstruktion die regionale Entwicklung fördern kann
Von Agnieszka Bormann

10 **Zwischen Nostalgie und Hoffnung**
Ein Gespräch mit Erwin Josef Ţigla über Tradition und Zukunft im Banater Bergland
Von Leni Perenčević

12 **Im Stettiner Zipfel**
Begegnungen und Erkundungen entlang der deutsch-polnischen Grenze
Von Gunter Dehnert und Dorota Makrutzki

13 **Mädchenname: Pressburg**
Zur Umbenennung der slowakischen Hauptstadt Bratislava im Jahr 1919
Von Jozef Tancer

14 **Ruine mit Aussicht**
Transatlantische Visionen für ein verlassenes Gut in Oberschlesien
Von Vera Schneider

16 **Arrogante Preußen, dekadente Polen**
Propagandastrategien während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921
Von Florian Paprotny

17 **Von der Macht der Symbole • Das Oppenheim-Haus**
Gleiwitz und Westerplatte: Zwei Orte, an denen angeblich der Zweite Weltkrieg begann • Wie ein Gebäude am Breslauer Salzmarkt die Geschichte seiner Stadt erzählt
Von Peter Oliver Loew und Magdalena Gebala

Menschen

18 **Vom Hilfslehrer zum Schachmeister**
Adolf Anderssen im deutschen und polnischen Schachzentrum Breslau/Wrocław
Von Bernd-Peter Lange

20 **Nellys Rückkehr** TITEL
Christa Wolf und ihre Geburtsstadt Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski
Von Robert Piotrowski

22 **Heimat auf Zeit**
Deutsche in der Dobrudscha, Deutsche aus der Dobrudscha
Von Tobias Weger

23 **Typisch schlesisch!?**
Regionalbewusstsein und Identität in einer deutsch-polnischen Wanderausstellung
Von Silke Findeisen

24 **Tante Finka auf Sankt Michael**
Von Miljenko Jergović

25 **Eine von diesen kleinen Wölfen**
Von Alvydas Šlepikas

26 **Die Schwierigkeiten des Erinnerns**
Eine Rumäniendeutsche berichtet von ihrer Deportation in die Sowjetunion
Von Heinke Fabritius

28 **»Wo sich ihre Spuren verlieren …«**
Zu Leben und Tod der böhmischen Jüdin Klara Beck (1904–1942) • *Von Wolftraud de Concini*

29 **»Das ist mein Ort«**
Wolfgang Freyberg im Gespräch mit Janusz Trupinda, dem neuen Direktor des Schlossmuseums Marienburg/Malbork

30 **Rosa Tahedl und der Trost des Waldes**
Die Natur als Gleichnis und Sinnfindung im Werk der Autorin aus dem Böhmerwald
Von Anna Knechtel

32 **Weihnachten zum Reinbeißen • Ein Ostpreuße in Südoldenburg**
Warum ein Rösrather Metzger vor dem Fest 3 000 Weißwürste produziert • Der Maler Ernst von Glasow (1897–1969) als Chronist seiner neuen Heimat
Von Norbert Ritter und Ruth Irmgard Dalinghaus

33 **Vater der polnischen Nationalmusik • Königsberger Spurensucher**
Zum 250. Geburtstag des schlesischen Komponisten Joseph Elsner • Der Kaliningrader Designer, Verleger und Kulturaktivist Maxim Popow
Von Klaus Harer und Swetlana Kolbanewa

Werke

34 **Herrenhäuser im Baltikum**
Wanderausstellung auf den Spuren des deutschbaltischen Adels in Estland und Lettland
Von Agnese Bergholde-Wolf

36 **Entdeckerlust im Studierzimmer**
Das bürgerliche Bild der Region Siebenbürgen zwischen Mythos, Ideal und Wirklichkeit
Von Markus Lörz

38 **Meine verrückte Tante Hana**
Von Alena Mornštajnová

40 **Bauhaus in Brünn** TITEL
Internationaler Stil als nationaler Auftrag in der Ersten Tschechoslowakischen Republik
Von Ariane Afsari

42 **Unwirtliche Heimat • Pop-Art mit Untertönen**
Eine DVD-Edition zeigt die Not in der Bergbauregion Waldenburg/Wałbrzych • Die Werke des Banater Künstlers Robert Hammerstiel
Von Guido Altendorf und Christian Glass

43 **Fremd im eigenen Land • Brauchtum verbindet**
Kateřina Tučková erzählt von den Deutschen in der Nachkriegstschechoslowakei • Das Pommersche Volkskundearchiv ist nun auch online verfügbar
Von Christina Frankenberg sowie Dirk Alvemann und Dorota Makrutzki

Szene

44 **Vom Heimatmuseum zum Kulturzentrum**
Das wiedereröffnete Ostpreußische Landesmuseum stellt sich einer Gratwanderung TITEL
Von Arno Surminski

46 **Konfliktregionen im östlichen Europa**
Vier Forschungsprojekte zu den Spannungsfeldern Baltikum, Danzig, Südosteuropa und Ukraine
Von Heidi Hein-Kircher

48 **Diktatoren unter sich**
Die Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Pakts vor 80 Jahren kostete Millionen Menschen das Leben
Von Joachim Tauber

49 **Erinnern über Grenzen hinweg**
Das Westpreußische Landesmuseum und seine Außenstelle in Krockow/Krokowa
Von Lothar Hyss und Grazyna Patryn

50 **Kopf und Zahl**
Eine Ausstellung in Görlitz über die Geschichte des Geldes in Schlesien
Von Michalina Cieslicki und Martina Pietsch

51 **Eine Schiffsmannschaft von Gleichgesinnten**
Der Kammerchor Hugo Wolf aus Marburg an der Drau/Maribor feiert internationale Erfolge
Von Alenka Kreft

52 **Ein vielgestaltiges und ambivalentes Erbe**
Die »Dokumentation der Heimatsammlungen« wird aktualisiert
Von Cornelia Eisler und Matthias Weber

53 **Bei Passkontrolle aussetzen! • Regional, nicht provinziell**
Ein deutsch-polnisches Brettspiel zur Geschichte der schlesischen Eisenbahn • Olga Tokarczuk und ihr Festival »Literaturberge« in Niederschlesien
Von Vasco Kretschmann und Annemarie Franke

54 **Adlige Lebenswelten • Neuer Ort, neues Konzept**
Eine Quellenedition zur Geschichte der ostpreußischen Familie von Lehndorff • Die Stiftung Brandenburg plant einen Umzug und stellt die Weichen in Richtung Zukunft
Von Gaby Huch und Ingrid Schellhaas

54 **Neue Nachbarn**
Zeitzeugenprojekt über Deutsche und Polen im Ermland und in Masuren nach 1945
Von Wolfgang Freyberg

55 **Ein Thema mit vielen Facetten**
Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen

TORTUR ZWISCHEN MEER UND SANDWÜSTEN

Reisen auf der alten Poststraße Europas über die Kurische Nehrung war eine Herausforderung

Die Kurische Nehrung ist eine 98 Kilometer lange und ungefähr zwei Kilometer breite Halbinsel, die das Kurische Haff von der Ostsee trennt. Ihre schmalste Stelle misst 400 Meter, die Haffenge zwischen der Nehrungsspitze und der Stadt Klaipėda beträgt 500 Meter. Deswegen erscheint diese »geografische Konstruktion« auf Landkarten immer als Brücke, die von der Samlandküste bis nach Memel/Klaipėda im heutigen Litauen reicht. Dieser »Verbindungsweg«, der sich über Tausende von Jahren durch die Entstehung der Nehrung herausgebildet hatte, wurde im 13. Jahrhundert vom Deutschen Orden entdeckt, als dieser das südöstliche Küstengebiet der Ostsee besetzte: Die Kurische Nehrung entwickelte sich zu einer wichtigen Verkehrsader zwischen Königsberg (heute russ. Kaliningrad, gegründet 1255) und Riga (1201). Damit die Boten des Ordens den Weg über die Nehrung einfacher bewältigen konnten, errichtete man in deren Mitte die Burg Rossitten (1372). Nach einer weiteren Tagesetappe konnten die Boten dann schon in der Memelburg (1252) rasten.

Der Orden ließ auf der Kurischen Nehrung auch weitere Objekte errichten, um den Verbindungsweg zwischen Königsberg und Riga lebendig zu erhalten. Es waren Gasthäuser, in deren Nähe dann Ortschaften entstanden. Das heute bei Touristen beliebte Nidden/Nida bekam 1437 ein Privileg für ein Gasthaus, das nicht mehr existierende Negeln/Nagliai 1447. Dieses Fischerdorf wechselte drei Mal seinen Standort, bis es höchstwahrscheinlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter den Sanddünen verschwand, ähnlich einem weiteren Dutzend Nehrungsdörfer.

Julius Theophil Wentscher: *Abend am Kurischen Haff* (Poststraße auf der Kurischen Nehrung), 1898, © Public Office Nidden

In der Mitte des 17. Jahrhunderts richtete der preußisch-brandenburgische Herrscher eine Staatspost unter einem Generalpostmeister ein, um die reguläre Beförderung von Postsendungen und Reisenden zwischen Kleve im Westen und Memel im Osten zu sichern. Die Kurische Nehrung war ein integraler Bestandteil dieses Postwegs, der für ganz Europa wichtig war und schon im 18. Jahrhundert Westeuropa mit St. Petersburg verband, während die alten Gasthöfe zu Poststationen avancierten. Der Postweg über die Nehrung war dem Preußischen Königlichen Generalpostamt wegen des unberechenbaren Flugsandes Anlass zu großen Sorgen. Die Inspektion von 1768 erbrachte, dass »das Haus des Posthalters zu Sarkau bereits bis an das Dach im Sande stehet«.

Die Bemühungen der preußischen Regierung, ihre Kommunikation durch Postwege zu verbessern, waren auch auf der Kurischen Nehrung spürbar. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde der Weg mit schwarz-weiß gestrichenen hölzernen Postsäulen markiert. Sie standen in Abständen von Viertelmeilen, was den Postkutschern die Orientierung erleichterte. Ebenfalls wurden Zwischenstationen für kurze Rasten geschaffen. Auf der gesamten Strecke grub man Brunnen, durch die dann die Postpferde mit Quellwasser versorgt wurden. Trotzdem erwarteten die Reisenden, die auf der Kurischen Nehrung von Preußen nach Kurland unterwegs waren, weitere Herausforderungen. Tagsüber ermüdete sie die monotone Landschaft zwischen Meer und Sandwüsten. Während eines Sturms fürchteten sie, dass die Postkutsche im Meer versinken könnte.

Der französische Enzyklopädist Denis Diderot beschrieb 1773 seine schrecklichen Erfahrungen während einer Reise auf dem Postweg der Kurischen Nehrung. Interessante Erinnerungen daran hinterließ auch der junge Rechtsanwalt Christian Müller, der 1812 von St. Petersburg nach Königsberg reiste: »Ich glaube, mann könnte diese Existenz als einen Torturgrad gebrauchen, und er würde vielleicht bey vielen Menschen die bezweckten Wirkungen weit sicherer haben, als körperliche Schmerzen.« Auf einer Reise mit der Postkutsche am Ufer entlang drohten aufgrund der Sandlöcher noch größere Gefahren, die 1814 auch der Königsberger Arzt Gottfried Peter Rauschnick (Pseudonym: P. Rosenwall) erfahren hatte und beschrieb: »Ich sah meine Pferde bis an den Kopf im Sande versunken. […] Sehr oft geschehen hier Unglücksfälle; es versinken Menschen, Wagen und Pferde, ohne daß man weiß, wo sie geblieben sind: nur selten wird ein versunkener noch gerettet.« Die Unbequemlichkeiten des Postweges über die Kurische Nehrung musste auch die Königin Luise erleiden, als die königliche Familie Mitte Januar

Blick in die Ausstellung des Historischen Museums der Kurischen Nehrung *(Kuršių nerijos istorijos muziejus)*, 2018, © Gintautas Beržinskas

1807 nach Memel floh, in die einzige preußische Stadt, die nicht von Napoleons Truppen besetzt worden war.

Ab 1833, als der Bau der Chaussee zwischen Königsberg und Tauroggen über Tilsit beendet war, diente der Weg über die Kurische Nehrung und die sandige Küste nur noch der lokalen Kommunikation. Die Erinnerungen an den alten Postweg, der über mehrere Jahrhunderte hier bestanden hatte und auf dem Sendungen und Reisende aus den verschiedensten europäischen Staaten unterwegs gewesen waren, verblassten rasch. 1933, hundert Jahre später, öffnete das Nehrungsmuseum seine Türen in Nidden. An den Stufen, die zu diesem Museum führten, waren einige der alten schwarz-weiß gestreiften Postsäulen mit den preußischen Adlern aufgepflanzt worden. Das Nehrungsmuseum wurde gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört, aber das jetzt unweit jener Stelle befindliche Historische Museum der Kurischen Nehrung zeigt seit 2002 einige Tafeln mit der Geschichte des Postweges über die Kurische Nehrung und erinnert daran, dass in Nidden fast einhundert Jahre lang, von 1745 bis 1833, eine Poststation auf dem alten europäischen Postweg existierte.

Nijolė Strakauskaitė

Aus dem Litauischen von Ruth Leiserowitz

Dr. Nijolė Strakauskaitė ist Seniorforscherin am Institut für Geschichte und Archäologie der Baltischen Region an der Universität Klaipėda und Autorin zahlreicher Publikationen. Auf Deutsch erschien von ihr u. a. der Titel Die Kurische Nehrung – die alte Poststraße Europas *(Klaipėda 2006).*

Prof. Dr. Ruth Leiserowitz arbeitet als stellvertretende Direktorin am Deutschen Historischen Institut Warschau.

ISERBAIDSCHAN

Wie eine künstlerische Wirklichkeitskonstruktion die regionale Entwicklung fördern kann

Isirás, der keltische Ursprung des Namens »Iser«, lenkt den Blick auf die schwer fassbare, mythische Dimension eines verschwundenen Ortes. Wie ein Wink des Schicksals wirkt die Tatsache, dass der spätere Verfasser der *Schlesischen Sagen,* Will-Erich Peuckert (1895–1969), hier als frisch ausgebildeter Volksschullehrer seine ersten fünf Berufsjahre verbrachte. An Groß-Iser, das bis zum Kriegsende existierende Dorf im niederschlesischen Teil des Isergebirges, erinnern nur noch vereinzelte Mauerreste und Gedenktafeln. Eine Ausnahme bildet die kurz vor dem Krieg errichtete Neue Schule, die, umfunktioniert zu einem Wachposten des Grenzschutzes, die Wirren der Nachkriegszeit überstand. Ein drittes Leben haben Wiesława und Sławomir Polański dem Gebäude in den 1990er Jahren eingehaucht. Seitdem ist die *Chatka Górzystów* (»Górzystów-Hütte«) eine sagenumwobene Baude auf der Iserwiese zwischen Bad Flinsberg/Świeradów-Zdrój und Schreiberhau/Szklarska Poręba.

Außer der charismatischen Betreiberfamilie hat zu diesem Ruf maßgebend ihr seinerzeit häufiger Gast Grzegorz Żak (42) beigetragen. Der damals angehende Autor, Musiker und Kabarettist aus der polnischen Region um Görlitz/Zgorzelec fand dort als Student seine geistige Heimat. »Das Entscheidende war die Leere. Die Umweltkatastrophe der 1980er Jahre hatte das massenhafte Absterben der Bäume im Isergebirge zur Folge. Das veränderte die Landschaft in eine filmreife Kulisse für düstere Stoffe wie aus Geschichten von Sapkowski oder Tolkien. Touristen haben die Gegend gemieden, ich habe sie genossen. Die Leere hat mich angezogen – und inspiriert. Verirrt haben sich dorthin nur Menschen von einem besonderen Schlag, meist mit einer Geschichte im Rucksack. Durch die Begegnungen entstanden meine ersten Texte über den Grenzsoldaten Czesław.«

Mittlerweile hat Żak mehrere Bände mit Gedichten und Erzählungen veröffentlicht, einen davon unter dem Titel *Izerbejdżan i inne kraje pagórzaste* (»Iserbaidschan und andere Hügelländer«, 2006). Der Name Iserbaidschan war ursprünglich einer der vielen Sprachwitze aus seiner Feder. Jetzt steht er wie ein Markenzeichen für eine Region, die sich seit Jahren als Land der kreativen Köpfe und mutigen Siedler neu erfindet. Immer wieder kommen Künstler und Menschen mit ungewöhnlichen Biografien von weit her in die Region und fangen hier ein neues Leben an. Beispiele könnte man endlos aufzählen, angefangen bei der *Chatka Górzystów* bis hin zur Künstlerkolonie in Volkersdorf/Wolimierz. Und immer sind es Geschichten von großem Ideenreichtum: Die Neuankömmlinge retten alte Bausubstanz, eröffnen Ateliers und Pensionen, gründen Vereine und Verlage, mobilisieren die lokalen Gemeinschaften – kurzum, sie bringen neues Leben in die alte Landschaft, frischen Wind, nachhaltig wirksamen Mehrwert.

Was ist das Besondere an Iserbaidschan? »Ich nenne es Zeitloch«, sagt Żak. »Dieses sonderbare Zeit-Raum-Gefühl, als würde man einen dicken, schweren Vorhang beiseiteschieben und in eine andere Dimension hineintreten. Die Zeit scheint hier langsamer zu fließen, es gibt viel Raum – im geografischen wie sozialen Sinne –, um zu sich zu finden, um sich zu verwirklichen, um das zu sein, was man woanders nur schwer oder gar nicht werden könnte. Die Region hat sich ja von der Umweltkatastrophe längst erholt, die Neuansiedler gründen oft Gästebetriebe und empfangen Touristen. Einige von den Gästen kommen dann wieder und bleiben.«

Spontan würde man behaupten, Iserbaidschan liege im Isergebirge und Iservorgebirgsland. Das wäre aber viel zu einfach. »Iserbaidschan liegt vor allem in den Herzen und Köpfen der Menschen, die diesen Flecken Erde lieben und sich mit dem Begriff identifizieren wollen, auch wenn sie ganz woanders leben. Das Land hat ja keine Grenzen und will auch keine haben. Der einzige Grenzpfosten in der Landschaft – übrigens im Rahmen einer künstlerischen Performance installiert – bringt das zum Ausdruck: Alles um ihn herum kann Iserbaidschan sein.«

Das neue Heimatgefühl, die emotionale Verbindung zum bewusst im Erwachsenenalter gewählten Lebensort, steht im Gegensatz zu einem traditionellen Verständnis von Heimat, die durch das *Hineingeborensein* in ein räumlich-soziales Gefüge mit seinem teilweise mythologisierten Erfahrungsschatz definiert wird. In Iserbaidschan ermöglicht die Freiheit des Geistes eine Wirklichkeitskonstruktion, die das *Heimischwerden* an einem neuen Ort begünstigt und beschleunigt. Grzegorz Żak kennt das Erfolgsrezept: »Wir schreiben unsere Mythen selbst.«

Agnieszka Bormann

Agnieszka Bormann ist Kulturreferentin für Schlesien am Schlesischen Museum zu Görlitz (→ S. 56–58).

◄ Der polnische Künstler Grzegorz Żak, Foto: © Anna Marendziak

Hintergrund: Die Große Iserwiese im Isergebirge mit der Górzystów-Hütte, dem einzigen Gebäude weit und breit. Die Wiese wird durch den Fluss Iser (tschech. *Jizera,* poln. *Izera)* in einen polnischen und einen tschechischen Teil getrennt. Foto: © Grzegorz Żak

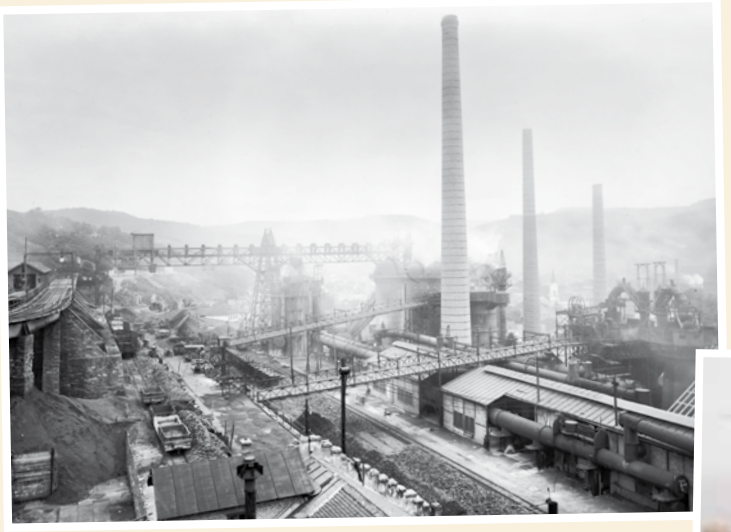
①

②

③

Das Banater Bergland ist eine der schönsten Regionen Rumäniens. Es hat von allem etwas: die Donau und andere Flüsse, die auslaufende Gebirgskette der Karpaten, Almen, Hügellandschaft, Urwälder, aber auch landwirtschaftliche Flächen. Ich bin dankbar, hier geboren zu sein!

Erwin Josef Ţigla



④

⑤

① Im Walzwerk von Reschitza/Reşiţa, Fotografie des bekannten Werksfotografen Hermann Heel, 1930–1940, © Banater Montanmuseum

② Industrieruinen in Reschitza, © Günther Friedmann

③ Landschaft bei Steierdorf/Anina, © Günther Friedmann

④ Hochofenabteilung in Reschitza, um 1925, © Banater Montanmuseum

⑤ Kirchweihfest in Wolfsberg/Gărâna, © Zoltan Pázmány

grenzenlos regional

ZWISCHEN NOSTALGIE UND HOFFNUNG

Ein Gespräch mit Erwin Josef Ţigla über Tradition und Zukunft im Banater Bergland

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kamen die ersten deutschsprachigen Bergleute aus dem Salzkammergut, aus Tirol und aus der Zips ins Banater Bergland. Die Habsburger mussten die Verteidigung dieser territorialen Neuerwerbungen aufbauen und die reichen Bodenschätze erschließen. Die Region im heutigen Westrumänien entwickelte sich zu einem europaweit bedeutenden Industriezentrum. Heute sind die meisten Werke stillgelegt. Von der rasanten Entwicklung zeugt noch die beeindruckende Industriearchitektur. **Erwin Josef Ţigla** aus Reschitza/Reşiţa engagiert sich seit vielen Jahren für die Belange der deutschen Minderheit. Mit ihm sprach Leni Perenčević, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56–58).

Was macht das Banater Bergland aus?

Die Vielfalt in Sprache, Konfession und Kultur, die das »ich« zu einem »wir« verschmolz. In meiner Kindheit hörte ich Deutsch, Rumänisch, Ungarisch und Slawisch auf der Straße. Ich habe einen orthodoxen Pfarrer zum Freund, der gerne erzählt, dass das Schmalzbrot des deutschen Nachbarn immer besser schmeckte als das bei ihm zuhause. Das Miteinander im Banater Bergland ist gleichberechtigt, so empfinde ich persönlich es jedenfalls.

Von 1980 bis 1995 arbeiteten Sie in der Maschinenbaufabrik in Reschitza. Wie prägte Sie diese Zeit?

Ich habe in der Schiffsdieselmotoren-Abteilung gearbeitet, wie viele Reschitzaer damals. Reschitza war das Werk und das Werk war die Stadt. Ich stamme aus einer alteingesessenen Arbeiterfamilie, das hat mich geprägt. Dass ich mich für die Belange der Banater Berglanddeutschen einsetze, hat seine Wurzeln in dieser Tatsache.

Was ist Reschitza heute?

Als Industriestandort ist es auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähig. Unsere Geschichte lehrt uns, dass es immer wieder neue Impulse gegeben hat. So einen Impuls in Richtung Zukunft würde ich mir wünschen, habe aber keine Idee, woher er kommen könnte. Dass es neben der Nostalgie auch Hoffnung gibt, ermutigt mich weiterzumachen.

Wie wird mit dem industriellen Erbe umgegangen?

So manches ist für immer verlorengegangen. In den 1990er Jahren habe ich die gusseisernen Kreuze auf dem deutschen Friedhof fotografiert, die in den Reschitzaer Werken gegossen wurden, und brachte einige Jahre später einen Bildband heraus. Das Album ist geblieben, doch auf dem Friedhof findet man kein einziges Kreuz mehr – sie verschwanden alle in den Alteisensammelstellen. Das ist nur ein kleines Beispiel, das aber widerspiegelt, was auch im Großen geschah.

Welche Meilensteine gab es für die Deutschen im Banater Bergland?

Als 1989 die Wende in Rumänien kam, gab es für die Rumäniendeutschen ein großes Fragezeichen: Bleiben oder gehen? Es ist uns gelungen, die Gemeinschaft der Banater Berglanddeutschen zu stabilisieren. Was bei den anderen Rumäniendeutschen Anfang 1990 passiert ist, war bei uns erst einige Jahre später der Fall: Die Werke schlossen, der Bergbau wurde eingestellt, die Menschen hatten keinen wirtschaftlichen Halt mehr.

Dann kam auch bei uns die Auswanderungswelle. Wir hatten jedoch schon vorher mit konkreten Schritten zur Förderung unserer Identität begonnen. Einer der bedeutendsten Meilensteine war die Gründung des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins »Deutsche Vortragsreihe Reschitza«. Der Verein ist heute einer der bekanntesten und aktivsten der Rumäniendeutschen.

Wohin könnte der Weg für Reschitza und die Region in Zukunft gehen?

Man spricht oft vom Tourismus als der Chance des Banater Berglands. Das kann man aber ohne eine ausgebaute Infrastruktur nicht in die Wege leiten. Touristen erwarten Angebote für jeden Geldbeutel, gute Straßen und gut ausgebildetes Personal in der Gastronomie. Daran hapert es hier noch vielerorts.

Eine Region mit Zukunft setzt auf ihre Menschen und auf das, was die Generationen vorher aufgebaut haben. Solange ich lebe, werde ich mich dafür einsetzen, dass unsere Muttersprache, unsere Geschichte und Kultur nicht vergessen werden.

Erwin Josef Ţigla ist Leiter der Reschitzaer Deutschen Bibliothek »Alexander Tietz« und des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins »Deutsche Vortragsreihe Reschitza«.

Vom 30. November 2018 bis zum 28. April 2019 zeigt das Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm die Ausstellung *Glühender Stahl und rauchende Schlote. 300 Jahre Industriegeschichte des Banater Berglands*.

Porträt: Dragoljub Zamurović

IM STETTINER ZIPFEL

Begegnungen und Erkundungen entlang der deutsch-polnischen Grenze

Das Pommersche Landesmuseum und die Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg haben in den letzten Jahren mit verschiedenen Formaten und Partnern das Zusammenleben der Einwohner entlang der deutsch-polnischen Grenze erkundet. In Zusammenarbeit mit dem Theaterzentrum Kana aus Stettin/Szczecin, dem Kulturzentrum in Daber/Dobra, dem Heimatverein Pampow und anderen Einrichtungen fanden Begegnungen statt, aus denen spannende Geschichten und Bilder hervorgingen.

Gunter Dehnert und Dorota Makrutzki

Dorota Makrutzki ist Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald (→ S. 56–58), Gunter Dehnert ist dort als Historiker tätig.

▶ Die Produktionsstätten des »Waldglases« befanden sich in großen Waldgebieten, um die Versorgung mit Holzkohle und Pottasche zu sichern. Bestandstandteile der Quarzsande verursachten die grünliche Färbung. Foto: Piotr Nykowski

Rittergut mit Glashütte

In Stolzenburg/Stolec kann man heute noch das Schloss der bekannten pommerschen Adelsfamilie von Ramin, die dazugehörigen Wirtschaftsgebäude sowie die Parkanlage und die Dorfkirche mit einem aufwendig gestalteten Obelisken für Jürgen Berndt von Ramin (1693–1775) sehen. Das Schloss war bis 1991 der westlichste Stützpunkt der polnischen Grenzschutzarmee, bis 2003 nutzte es der polnische Grenzschutz. Die Staatsgrenze verläuft quer durch den ehemaligen Gutsbezirk, mitten durch den Schlosssee. Ein Feldweg führt über die grüne Grenze von Stolec nach Pampow. Die Verbindung zur Stolzenburger Glashütte ist durch die Trasse der ehemaligen Bahnverbindung zwischen dem Gut und der Produktionsstätte erkennbar.

Wer sich auf diesem letzten Abschnitt des Oder-Neiße-Radweges noch ein bisschen Zeit nehmen kann, sollte in der Heimatstube Glashütte vorbeischauen. Schwarz-Weiß-Bilder der Glasarbeiter und eine reiche Objektsammlung erzählen Geschichten aus der Blütezeit der Glasproduktion in Pommern. Marion Petri betreut die Heimatstube und berichtet spannende Details aus der Vergangenheit dieser ältesten Glashütte in der Region.

Heimatstube Glashütte, Lindenstraße 22a, 17321 Rothenklempenow, OT Glashütte, Telefon: +49 39744 50906

▼ Deutsch-polnische Gespräche über das Leben an der Grenze im Ballhaus Pampow, Juni 2018, Foto: Judith Ferreras

Spiegel mit Kehrseite

Entlang der deutsch-polnischen Nachkriegsgrenze stellt der sogenannte Stettiner Zipfel eine Besonderheit dar. Erst nach Unterzeichnung des Potsdamer Protokolls festgelegt, folgt die Grenze hier nicht der Oder, sondern verläuft mitten durch den ehemaligen Kreis Randow, das natürliche Hinterland der Großstadt Stettin. Die historischen Verbindungen wurden hier vielleicht noch gewaltsamer gekappt als anderswo. Dennoch ermöglichte die Landgrenze schon vor der Wende nachbarschaftliche Begegnungen zwischen Polen und Deutschen. Die wechselhafte, von politischen Konjunkturen abhängige Situation der Einwohner lässt sich aus deren Erzählungen gut rekonstruieren.

So lernten sich die Nachbarn im Zuge der behutsamen Grenzöffnung in den 1970er Jahren beim Tanz oder auf der Arbeit kennen. Für manche, wie für Teresa, wurde daraus eine Beziehung fürs Leben: »Ich habe einen deutschen Mann aus Blankensee geheiratet«, sagt sie. »Später habe ich noch weitere Paare zusammengebracht. In Blankensee lebe ich bis heute.« Besonders hart traf sie die Grenzschließung nach dem Erstarken der Solidarność. Nun musste sie ein Visum beantragen, um ihre Mutter im benachbarten Böck/Buk zu besuchen.

»Die Polen haben über den Grenzstreifen Spiegel zu uns geworfen!« – Mit diesem Satz beginnt Regina ihre zunächst kurios klingende Erzählung und sorgt für Unglauben: »Die kleinen, runden Plastikspiegel gab es bei uns nicht. Sie waren gerade so groß und schwer, dass man sie problemlos über den gerodeten Grenzstreifen werfen konnte. Und auf der Rückseite gab es ausgeschnittene Bilder mit Schauspielern oder Schauspielerinnen aus dem Westen.«

MÄDCHENNAME: PRESSBURG

Zur Umbenennung der slowakischen Hauptstadt Bratislava im Jahr 1919

»Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. […] Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben.« Diese Worte Joseph Roths galten zwar ursprünglich Lemberg/Lwiw, doch sie lassen sich leicht auch auf die Hauptstadt der heutigen Slowakei übertragen. Sie hatte nicht nur viele Gesichter, sondern auch viele Namen. Ihre inzwischen wohl bekannteste Bezeichnung, Bratislava, ist dabei gerade erst einhundert Jahre alt.

Als Mitte Februar 1919 die tschechoslowakische Regierung beschloss, der früheren ungarischen königlichen Freistadt Pressburg/Pozsony einen neuen slowakischen Namen zu geben, stutzten wohl auch viele Slowaken. Warum nicht mehr das alte slowakische Prešporok? Warum plötzlich dieses fremd klingende Wort Bratislava, ein Neologismus des 19. Jahrhunderts, der die Ursprünge der Stadt auf den großmährischen Fürsten Břetislav zurückführte?

verwenden. Nach der Volkszählung im Jahr 1930 hatte das Ungarische diesen Status verloren. Die ungarischen Namen auf den Straßenschildern wurden über Nacht mit schwarzer Farbe durchgestrichen.

Werbeanzeigen auf Slowakisch, Deutsch und Ungarisch, um 1930, © Múzeum mesta Bratislavy

Die Umbenennung der Stadt glich dem Akt einer Neugründung. Die habsburgische Vergangenheit sollte gelöscht werden, eine tiefgreifende Überschreibung des kollektiven Gedächtnisses – die Slowakisierung – setzte ein. »Bratislava« war dabei nicht einfach eine neue slowakische »Übersetzung« des deutschen »Pressburg«, wie viele bis heute meinen. Der Minister für die Slowakei, Vavro Šrobár, erließ im Oktober 1919 eine Verordnung, wonach die Bezeichnung »Bratislava« unübersetzbar sei, sie kenne also keine fremdsprachigen Äquivalente. Aus der Sicht der neuen tschechoslowakischen Machthaber waren »Pressburg«, »Pozsony« und »Prešporok« wie abgelegte Mädchennamen. Nur dass die bodenständige Bevölkerung der Stadt sich gegen den als aufgezwungen empfundenen »Ehevertrag« von Paris zuerst wehrte.

Nicht nur die Stadt, auch die meisten Straßen und Plätze bekamen bald neue Namen. Schrieb jemand auf die Ansichtskarte noch »Pressburg«, so wurde der Name von der Postbehörde im besseren Falle durchgestrichen und korrigiert. Im schlechteren wurde die Karte einfach nicht zugestellt.

Die Straßennamen selbst wurden zuerst in allen drei Sprachen benutzt. Solange die nationalen Minderheiten einen Anteil an der Bevölkerung von mehr als zwanzig Prozent hatten, durften sie ihre Sprache als Amtssprache

Mit der Unübersetzbarkeit des offiziellen Stadtnamens nahm es glücklicherweise niemand sehr streng. So erschien in der Stadt auch nach 1919 die *Pressburger Zeitung* und die berühmte süße Delikatesse hieß weiterhin Pressburger und nicht Bratislavaer Mohnbeugel. Bei der Kommunikation im Alltag bediente man sich auch des Deutschen und des Ungarischen, je nachdem, ob man mit einem Pressburger oder Pozsonyer sprach – so, wie es das Zusammenleben erforderte.

Mit der Shoah und durch die Vertreibung der Deutschen und Ungarn nach 1945 verlor die Stadt ihre Sprachen und ihre »Mädchennamen«. Den jüngeren Generationen klingt »Bratislava« inzwischen so selbstverständlich, dass es geradezu zu Wortspielen herausfordert. Die jungen Engländer kommen nach »Partyslava«, um hier ihren Polterabend zu feiern. »Gratislava« bietet dazu vergleichsweise billiges und gutes Bier. Auch »Pressburg« oder »Pozsony« hört und liest man heute mit einem Anflug von Nostalgie wieder. Es kommt ja doch auf die Verständigung, auf das friedliche Gesetz der Übersetzbarkeit, auf das »Bratis-love« an.

Jozef Tancer

Doc. Mgr. Jozef Tancer, PhD, lehrt am Institut für Germanistik, Niederlandistik und Skandinavistik an der Comenius-Universität Bratislava/Univerzita Komenského v Bratislave.

RUINE MIT AUSSICHT

Transatlantische Visionen für ein verlassenes Gut in Oberschlesien

New York City, Oktober 2018. Ann Michel und ihr Mann Philip Wilde haben mich in ihr Apartment in Manhattan eingeladen, um über einen verwaisten Ort in Oberschlesien zu sprechen: das Gut Bziunkau/Bzionków bei Guttentag/Dobrodzień. Der Lärm der Park Avenue ist im 24. Stock kaum zu hören, nur die Sirenen dringen durch. Mit diesem Geräusch begann auch das auf Deutsch und Polnisch produzierte Feature *Guten Tag auf Polnisch/Guten Tag po Polsku* der dänischen Journalistin Lisbeth Jessen, das 2014 von Deutschlandradio Kultur und Radio Lublin gesendet wurde. Es erzählt die Geschichte des Gutes, das Anns Urgroßvater Salo Hepner vom sächsischen König erworben hatte, und von ihrer Großmutter Loschka Hepner, die 1936 mit ihren beiden Söhnen aus Oberschlesien fliehen musste und in New York ein neues Leben begann. Die Familie brachte es wieder zu Wohlstand, die Park Avenue ist eine der teuersten Adressen der Welt. Doch die Assimilation hatte ihren Preis. Aus ihren deutschen Wurzeln machte Loschka nie einen Hehl, wohl aber aus ihren jüdischen. Nach ihrem Tod 1998 wurde ein Koffer mit alten Fotos gefunden. Ann lüftete das Familiengeheimnis und reiste nach Guttentag.

① Gut Bziunkau/Bzionków, 1934: Ann Michels Vaters Heinz (Henry) Michel (4. v. l.) und sein Bruder Franz (Frank) Michel (2. v. l)

② Gut Bziunkau, 2013: Aufnahmen für das Feature *Guten Tag auf Polnisch,* v. l. n. r.: Marian Rust, Monika Hemperek (Radio Lublin), Ann Michel und Lisbeth Jessen

③ Guttentag/Dobrodzień, März 2015: Podiumsdiskussion in der Dobroteka, v. l. n. r.: Ann Michel, Bolko von Schweinichen, Lisbeth Jessen, Ingo Kottkamp (Deutschlandradio Kultur), Melitta Sallai (Schloss Muhrau/Morawa), Bernard Gaida (Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen) und Dariusz Walerjański (Historiker)

④ Die Bronx in Bziunkau: Fotocollage als Werbung für den Architekturworkshop der Cornell University Ithaca, September 2015

⑤ Gut Bziunkau, September 2015: Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops mit Professor Aleksandr Mergold

Die Recherchen ergaben, dass der als vermisst geltende Salo Heppner 1943 im Konzentrationslager Theresienstadt ums Leben gekommen war.

Eine weitere traurige Gewissheit: Das Gut – ein Herrenhaus aus der Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, Gesindehäuser, eine Branntweinbrennerei, Ställe, Speicher und eine Schmiede – steht leer und verkommt zur Ruine. Der Unternehmer Marian Rust, sein aktueller Besitzer, bietet das Objekt zu einem Preis an, den niemand zahlen will. Und der Zahn der Zeit nagt weiter. Aus der Sorge darüber entstand der Wunsch nach einem Nutzungskonzept, das für die Gemeinde von Interesse ist. Als Deutschlandradio Kultur und das Deutsche Kulturforum östliches Europa im März 2015 die Guttentager zu einer zweisprachigen Featurepräsentation mit Podiumsgespräch einluden, war die Resonanz groß. Auch Bolko von Schweinichen reiste an, der Sohn des schlesischen Adeligen Udo von Schweinichen, der das Gut – damals hieß es Johannahof – 1943 gekauft hatte und 1945 fliehen musste. Die Ideen zur Weiternutzung wurden im Herbst 2015 präzisiert, als eine Gruppe von Architekturstudenten der Cornell University Ithaka vor Ort detaillierte Projekte entwickelte und sie im Guttentager Kulturhaus vorstellte. Den größten Anklang fand eine Kombination aus Seniorenheim und Kindertagesstätte, denn an beidem fehlt es in der Stadt. Doch was am dringendsten gebraucht wird, ist ein Investor mit Anbindung an die Region.

Anfänglich spielte Ann Michel mit dem Gedanken, das Gut selbst zu erwerben und sanieren zu lassen. Das schließt sie inzwischen aus: »Ich weiß um den Wert des Objekts, aber ich werde deshalb nicht nach Polen ziehen. Ich bin keine Immobilienentwicklerin, ich mache Filme. Und wir werden unseren Film so oft zeigen, wie wir können, um Menschen für diesen Ort zu interessieren.«

Der Film,von dem sie spricht, ist die 49-mütige Dokumentation *Reversing oblivion – Ein Weg aus dem Vergessen.* Bei ihren Reisen wurde Ann von Philip Wilde begleitet, der ebenfalls Filmemacher ist und stets die Kamera dabei hatte. *Reversing oblivion* feierte seine Weltpremiere 2016 auf dem 26. Filmfestival Cottbus und wurde 2017 auf dem Jüdischen Filmfestival Berlin & Brandenburg gezeigt. Zur US-Premiere im Januar 2018 war der 400 Menschen fassende Saal des New Yorker Center for Jewish History überfüllt. Über 60 Besucher mussten draußen bleiben, sie verfolgten Filmvorführung und Diskussion per Videoprojektion.

Ist Ann Michel im Herbst 2018 desillusioniert? Das Gegenteil scheint der Fall zu sein: Sie freut sich über die vielen Menschen in Polen, Deutschland und den USA, mit denen sie durch das Projekt in Kontakt gekommen ist. Darunter auch die aus Guttentag stammende polnische Regisseurin Anna Konik, in deren Film *Under a Placid Sky/Obłoki płyną nad nami* sie als Interviewpartnerin mitwirkt. Anns Bilanz: »Geschichten können sehr viel Kraft haben, und wenn nach den Filmvorführungen in Cottbus, Berlin oder New York Menschen über diese Geschichten diskutieren, dann haben wir schon viel erreicht.«

Vera Schneider

Dr. Vera Schneider ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 56–58). Das Kulturforum begleitete die Featurepräsentation, den Architekturworkshop sowie die Filmpremieren in Cottbus und Berlin als Kooperationspartner.

www.reversingoblivion.com

⑥ Juli 2017: Berlinpremiere des Films Reversing *Oblivion – Ein Weg aus dem Vergessen* auf dem Jüdischen Filmfestival Berlin und Brandenburg, v. l. n. r.: Philip Wilde, Ann Michel, Shelly Kupferberg

⑦ New York City, Oktober 2018: Ann Michel (r.) im Gespräch mit *Blickwechsel*-Redakteurin Vera Schneider

Hintergrund: Gut Bziunkau im März 2015

© 1, 2, 5 Ann Michel & Philip Wilde, 4 Cornell University, 7 Danio Schneider, alle anderen Deutsches Kulturforum östliches Europa

grenzenlos regional

ARROGANTE PREUSSEN, DEKADENTE POLEN

Propagandastrategien während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921

Durch die Neuverhandlung der deutschen Grenze und wegen Präsident Wilsons Zusicherung eines eigenständigen polnischen Staates entbrannte nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ein Kampf um Oberschlesien. Es hatte schon vor den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert zu Österreich und später zu Preußen gehört. Die Siegermächte hofften, durch ein Plebiszit Klarheit über das nationale Zugehörigkeitsgefühl der Bevölkerung zu erhalten.

Jede Seite versuchte, im Vorfeld der Abstimmung ihre Vorzüge in den Vordergrund zu stellen und die Gegenseite zu diffamieren. In der deutschen Propaganda wurde auf den wirtschaftlichen Aufschwung hingewiesen, den Oberschlesien unter Preußen erlebt hatte. Ferner wurde die polnische als der deutschen Kultur unterlegen eingestuft, da in Oberschlesien im Gegensatz zu Polen jeder lesen und schreiben könne; tatsächlich war im zu Oberschlesien benachbarten russischen Teilungsgebiet die Entfaltung polnischer Kultur massiv behindert worden. Auch der akute polnisch-russische Krieg diente als Argument gegen einen Anschluss an Polen, das bei der kriegsmüden Bevölkerung auf fruchtbaren Boden fiel.

Die Repressionen durch Germanisierung und Kulturkampf im preußischen Gebiet wurden von der polnischen Seite in Erinnerung gerufen. Außerdem konnte man sich dort auf die reale Benachteiligung der katholischen Oberschlesier im protestantisch dominierten Kaiserreich berufen: Es gab kaum Oberschlesier in hohen Positionen und die aus dem Landesinneren in den Osten versetzten preußischen Beamten behandelten die Oberschlesier oft abschätzig. Die Deutschland von den Siegermächten auferlegten Reparationszahlungen wurden aufgegriffen, um der Bevölkerung Angst um ihre wirtschaftliche Situation zu machen.

Ein weiteres großes Thema war die Agrarreform. Von deutscher Seite wurde gewarnt, dass ein Anschluss an Polen einem Rückfall ins Feudalsystem nahekäme. Der schlesische Adel hatte – allerdings unter deutscher Herrschaft – soziale Reformen noch lange herausgezögert, so dass letztlich bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch ein feudales Dienstverhältnis zwischen Bauer und Gutsherr bestand. In der Wahlpropaganda taucht der Oberschlesier meist als Bauer oder Arbeiter auf, der entweder vom arroganten Preußen oder vom dekadenten Schlachitz – also vom polnischen Adel – ausgebeutet wird. Er war für beide Seiten das Lastvieh, das den Karren aus dem Dreck ziehen sollte.

Das Ergebnis der Plebiszite – etwa 60 Prozent stimmten für Deutschland, 40 Prozent für Polen – zeigt, was eigentlich schon vorher bekannt war: Der Oberschlesier ist nur schwer einer der beiden Nationalitäten zuzuordnen, da hier lange Zeit beide kulturellen Einflüsse harmonisch nebeneinander existiert hatten und sich vermischten. Dies war den für die Wahlpropaganda Zuständigen vermutlich bekannt, weshalb man auch mehr auf wirtschaftlich-soziale Argumente statt auf zeitgenössisches nationalchauvinistisches Getöse setzte, um die Gunst der Bevölkerung zu gewinnen.

Florian Paprotny

Florian Paprotny studiert Geschichts- und Medienwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung durch die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne (→ S. 56–58).

◤ Die Kriegsschuldigen fliehen mit dem Kapital ins Ausland und überlassen dem unschuldigen (weil eigentlich schon immer »polnischen«) Oberschlesier die Reparationslast. Quelle: Muzeum Śląskie Katowice

◀ Oberschlesien als Rettungsring für das im Pleitemeer ertrinkende Polen, Quelle: *Pieron,* 1920, Nr. 15, S. 6, Śląska Biblioteka Cyfrowa

📖 Waldemar Grosch: *Deutsche und polnische Propaganda während der Volksabstimmung in Oberschlesien 1919–1921,* Dortmund 2002

📖 Andrzej Michalczyk: *Das oberschlesische Industrierevier in der Moderne. Von der Agrar- zur Industriegesellschaft – von lokalen zu nationalen Loyalitäten?* In: Industrialisierung und Nationalisierung. Fallstudien zur Geschichte des oberschlesischen Industriereviers im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Lutz Budraß, Barbara Kalinowska-Wójcik und Andrzej Michalczyk, Essen 2013, S. 11–44

📖 Helmut Neubach: *Die Abstimmung in Oberschlesien am 20. März 1921,* Herne 2002

VON DER MACHT DER SYMBOLE

Gleiwitz und Westerplatte: Zwei Orte, an denen angeblich der Zweite Weltkrieg begann

Auf die Frage, wo der Zweite Weltkrieg eigentlich begonnen hat, gibt es meistens zwei Antworten: War das nicht mit dem Überfall auf den Gleiwitzer Sender? War das nicht in Danzig, mit den Schüssen auf die Halbinsel Westerplatte? Beide Antworten sind richtig und falsch zugleich. Richtig, weil Gleiwitz/Gliwice und Danzig/Gdańsk zu Symbolen des Kriegsausbruchs geworden sind, von der nationalsozialistischen Propagandamaschine in die Welt hinausposaunt. Der Überfall angeblicher polnischer Aufständischer auf die Sendestation im oberschlesischen Gleiwitz am Abend des 31. August 1939 war von der SS fingiert worden und sollte als Rechtfertigung für den Überfall auf Polen dienen. Viel realer waren die Schüsse, die das Linienschiff Schleswig-Holstein am 1. September um 4.45 Uhr bei Morgengrauen auf das polnische Munitionsdurchgangslager Westerplatte abfeuerte. In seiner Reichstagsrede vom selben Tag sagte Adolf Hitler, die deutschen Streitkräfte hätten »zurückgeschossen«. Von der Westerplatte war jedoch kein Schuss gefallen. Sie wurde immerhin sieben Tage gegen übermächtige Gegner verteidigt. Falsch aber sind beide Antworten, weil die ersten Bomben in Wirklichkeit am 1. September um 4.34 Uhr bei einem deutschen Fliegerangriff auf die Weichselbrücken bei Dirschau/Tczew fielen. Um 4.42 Uhr wurde das großpolnische Städtchen Wieluń bombardiert. Und wenn man es ganz genau nimmt, fielen die ersten Schüsse vier Tage vorher an der slowakisch-polnischen Grenze, wo ein deutscher Stoßtrupp nicht mitbekommen hatte, dass

Das Denkmal auf der Halbinsel Westerplatte erinnert seit 1966 an den Beginn des Zweiten Weltkriegs. © arturhenryk via depositphotos

Hitler den Kriegsbeginn um ein paar Tage verschoben hatte. Doch das ist vergessen. Was zählt, sind die Symbole: Gleiwitz und Westerplatte.

Peter Oliver Loew

PD Dr. Peter Oliver Loew ist am Deutschen Polen-Institut Darmstadt als stellvertretender Direktor in wissenschaftlichen Fragen tätig.

DAS OPPENHEIM-HAUS

Wie ein Gebäude am Breslauer Salzmarkt die Geschichte seiner Stadt erzählt

Nach dem Zweiten Weltkrieg glich das von den Nationalsozialisten zur Festung erklärte Breslau/Wrocław einem Trümmerfeld. Als eines der wenigen Gebäude im Stadtzentrum überstand das Oppenheim-Haus das Inferno der letzten Kriegstage.

Das imposante Barockgebäude am Salzmarkt *(Plac Solny)* 4 beherbergt eine reiche Geschichte. Teile der Bausubstanz reichen bis ins Mittelalter zurück. Kurz nach der Wende zum 19. Jahrhundert etablierte sich von hier aus Heymann Oppenheim zu einem der erfolgreichsten Geschäftsmänner der Stadt. Um den Salzmarkt herum ließen sich Kaufleute mit Handelskontakten in die ganze Welt nieder. Doch schon nach dem Ersten Weltkrieg setzte der äußerliche Verfall des Hauses ein. Erst zwischen 2013 und 2017 konnte im letzten Moment die historische Substanz durch die Unternehmerin Viola Wojnowski und ihre Stiftung OP ENHEIM gerettet werden. Heute präsentiert sich das Gebäude, inzwischen ein angesagter Begegnungsort für Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft, in neuem Glanz.

Das Oppenheimhaus im Jahr 2018, © Verlag Janos Stekovics

Das Buch *Das Oppenheim-Haus. Ein Bürgerhaus erzählt Breslauer Geschichte,* erschienen auf Deutsch und Polnisch als Kooperation zwischen der Stiftung OP ENHEIM und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, stellt neben Historie und Gegenwart des Hauses auch Pläne für seine Zukunft vor. Aus Zeitzeugenaussagen, Dokumenten und historischen Recherchen rekonstruiert Autorin Lisa Höhenleitner die Biografie eines Gebäudes, das pars pro toto die deutsche, jüdische und polnische Geschichte Breslaus und Niederschlesiens erzählt.

Magdalena Gebala

Dr. Magdalena Gebala ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 56–58) als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.

📖 Lisa Höhenleitner: *Das Oppenheim-Haus. Ein Bürgerhaus erzählt Breslauer Geschichte.* Dößel: Janos Stekovics, 2018, 192 S., ISBN 978-3-89923-398-8 (deutsch), ISBN 978-3-89923-401-5 (polnisch), 15,80 €

VOM HILFSLEHRER ZUM SCHACHMEISTER

Adolf Anderssen im deutschen und polnischen Schachzentrum Breslau/Wrocław

Das Breslauer Adressbuch von 1852 verzeichnet Adolf Anderssen, den späteren Sieger des ersten großen Schachturniers der Neuzeit, als Bewohner des Hauses »Zum grünen Kürbis«. 1868 meldet das Adressbuch eine weitere Wohnung Anderssens in der östlichen Altstadt, die er wahrscheinlich zur Aufbesserung seines Beamtengehalts vermietete. Denn zu dieser Zeit und bis an sein Lebensende wohnte Anderssen im Lehrerhaus des Friedrichs-Gymnasiums. Die nach Friedrich II. benannte Lehranstalt diente vornehmlich der Ausbildung von Offizieren, Kaufleuten, Ökonomen und Künstlern; Anderssen wurde zunächst als Hilfslehrer angestellt. Schule und Lehrerhaus sind erhalten, einstige Treppenaufgänge und -geländer noch zu sehen.

Adolf Anderssen (* 1818 in Breslau, † 1879 ebenda) bei einer Schachpartie 1863 in Breslau, Foto: Wikimedia Commons

Der Aufschwung, den die Breslauer Schachkultur in Anderssens Jugend nahm, verlief parallel zum Aufstieg Breslaus zur zweitgrößten Stadt des Königreichs Preußen. Die Verbreitung des Spiels in der bürgerlichen Gesellschaft war jedoch von geeigneten Lokalitäten und Institutionen abhängig. Vor der Gründung des nach Anderssen benannten Schachklubs im Jahr 1877 blieben die Spieler auf die Gastwirtschaften der Breslauer Altstadt angewiesen. In der von ihm mitherausgegebenen *Schachzeitung* nennt Anderssen 1847 den zeitweilig einzigen Schachspielort:

»Herr Häusler, Besitzer eines für Breslau bedeutenden Caffeehauses, eröffnete im Anfang unseres Decenniums den damals gänzlich heimatlosen Jüngern Philidors [Anspielung auf den Schachstrategen François-André Danican Philidor, Anm. d. Red.] ein Asyl in seinen gastlichen Räumen und liess es an keiner Art von Aufmerksamkeit fehlen, um dieselben zu regelmäßiger und möglichst zahlreicher Zusammenkunft zu bewegen.«

Der Erfahrungsbericht seines Schülers Fritz Riemann zählt schon mehrere Lokalitäten auf, etwa die Gastwirtschaft Völkel am Mauritiusplatz, die »Alte Mamsell« in der Taschenstraße (heute *ul. ks. Piotra Skargi*), mehrere Kaffeehäuser sowie die Konditoreien Rudelius, Dittmann, Brunies, Fritsch und Orlandi & Steiner. Von Bedeutung waren im Sommer auch der Zwinger am Stadtgraben und im Winter die Alte Börse am Salzmarkt (heute *Plac Solny*). Auffällig ist die Bevorzugung von Konditoreien gegenüber Cafés. Dies scheint eine Besonderheit der Breslauer Szene gewesen zu sein. Eine Erklärung liefert womöglich der polnische Schriftsteller Adam Gorczyński im *Journal der Pariser Moden* 1847: »In dieser Hauptstadt des Kaffees gibt es keine normalen Cafés. Stattdessen gibt es Konditoreien, vielleicht weil Cafés laute Orte sind und die Bürger dieser Stadt ruhigere Unterhaltung bevorzugen.«

Von den Spielern in Breslau näherte sich zunächst Daniel Harrwitz dem Niveau Anderssens an; er erwarb durch sein Blindspiel Ruhm in Paris und London. Später erlangten auch Dr. Eliasson, Jacques Mieses und Jacob Rosanes überregionale Geltung. Doch nach den Ereignissen des Vormärz verließen die meisten international renommierten Schachmeister, die aus Breslau stammten oder dort in einer wichtigen Phase ihrer Entwicklung gelebt hatten, die Stadt – so Johannes Hermann Zukertort, Anderssens Schüler Fritz Riemann und Samuel Mieses, später auch Siegbert Tarrasch.

Anderssens Sieg im Londoner Turnier, das im Rahmen der Weltausstellung 1851 stattfand, wurde zum Motor seines beruflichen Aufstiegs. Dass das anstaltsleitende Hochehrwürdige Presbyterium des Friedrichs-Gymnasiums ihn kurz darauf zum Nachfolger eines verstorbenen Oberlehrers wählte, war ungewöhnlich und sicherlich seiner jähen Berühmtheit als Schachmeister geschuldet. Der Schacherfolg führte gleichzeitig zur Wahl Anderssens zum Präsidenten des Breslauer Schachklubs, später zum Aufstieg in jenes Zehntel der Einwohner Breslaus, das um die

Mitte des 19. Jahrhunderts dem Wirtschafts- und Bildungsbürgertum zuzurechnen war.

Seit den Zweikämpfen der sich im frühen 19. Jahrhundert ausbreitenden internationalen Schachwettkampfszene pflegte die publizistische Öffentlichkeit das Klischee von Schachspielern als Vorkämpfern ihrer Nationen. Das hatte jedoch nicht notwendigerweise Folgen für das persönliche Verhalten der Spieler untereinander. Hier war Anderssen für seine Großzügigkeit und Fairness bekannt; Antisemitismus und antipolnische Vorurteile lagen ihm fern. Dabei mag der Einfluss des Friedrichs-Gymnasiums positiv gewirkt haben: Es gab fakultativen Polnisch- und Hebräisch-Unterricht sowie einen hohen Anteil jüdischer, russischer, lettischer und polnischer Schüler.

Es liegen keine Hinweise auf engere Kontakte Anderssens mit der polnischen Minderheit Breslaus vor, die für das mittlere 19. Jahrhundert auf einige Tausend Einwohner geschätzt wird und vor allem aus Dienstboten, Handwerkern, kleineren Händlern sowie Schülern und Studenten bestand. Sein Umgang beschränkte sich wohl im Wesentlichen auf Schüler des Friedrichs-Gymnasiums und Schachpartner wie Johannes Hermann Zukertort, die Polnisch und Deutsch sprachen.

Einzug in die polnische Alltagskultur nahm Anderssen durch *Królestwo Szachów,* das Schachlehrbuch für Kinder von Monika und Krzysztof Krupa, in dem unter anderem seine berühmte »Unsterbliche Partie« gegen Lionel Kieseritzky 1851 vorgestellt wird.

Die Konditorei Brunies in der Breslauer Junkernstraße (heute *ul. Ofiar Oświęcimskich*). Das nach seinem Besitzer im 16. Jahrhundert benannte Rybisch-Haus wurde in den 1990er Jahren restauriert. © Ratsarchiv Görlitz, Bestand: Fotoarchiv Robert Scholz (vslz2699)

Von polnischer Seite wurde Anderssen nach 1945 zunächst distanziert betrachtet. Für die neuen Bewohner der Stadt Wrocław, die durch den erzwungenen Bevölkerungsaustausch infolge des von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkrieges dorthin gekommen waren, war das preußische wie das deutsche Erbe insgesamt ein fremdes, anfänglich negativ besetztes Thema. Der 1880 errichtete Grabstein für Anderssen auf dem Friedhof der reformierten evangelischen Gemeinde, unweit des alten jüdischen Friedhofs mit den Gräbern der Schachspieler Jacob Rosanes und Arnold Schottländer, wurde in den Kämpfen 1945 teilweise zerstört und 1960 auf den großen städtischen Friedhof Osobowice umgesetzt. Polnische Schachkenner ergänzten ihn durch eine Tafel in deutscher, polnischer und englischer Sprache. Vor allem jedoch rief Maciej Łagiewski, der nach 1990 bestellte Leiter des neu eröffneten Stadtmuseums, in vielen stadthistorischen Publikationen Anderssen wieder in das Bewusstsein von Stadtbewohnern und Touristen.

An die Cafés und Konditoreien als Spielorte der Breslauer Schachspieler erinnern wohl lediglich das Rybisch-Haus, in dem sich die Hofkonditorei Brunies befand, und die Alte Börse am Salzmarkt. Im Rathaus steht unter den Büsten berühmter Breslauer seit 1999 auch die von Adolf Anderssen.

Bernd-Peter Lange

Prof. Dr. Bernd-Peter Lange, emeritierter Hochschullehrer für anglistische Literatur und Kulturstudien, war unter anderem Gastprofessor an der Universität Breslau/Uniwersytet Wrocławski und ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen zum Schachspiel in der Kultur- und Literaturgeschichte.

NELLYS RÜCKKEHR

Christa Wolf und ihre Geburtsstadt Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski

Als 1981 die – bis heute einzige – polnische Ausgabe von Christa Wolfs *Kindheitsmuster* erschien, wurde das Buch in Gorzów Wielkopolski schnell bekannt. Wusste man doch, dass die Autorin hier – im damals noch brandenburgischen Landsberg an der Warthe – am 18. März 1929 geboren worden war. Bereits im Oktober 1981 kommentierte die Zeitschrift *Ziemia Gorzowska* unter dem Titel *Kindheitsmuster – Abrechnung und Nostalgie* mit einer Mischung aus Aufregung und Bewunderung den Roman. Die Veröffentlichung des Bandes – auf schlechtem, holzhaltigen Papier, mit einem minderwertigen Einband – gehört zweifelsfrei zu der kurzen Epoche der frühen *Solidarność*-Bewegung. Trotz der vermutlich hohen Auflage – der Verlag sprach von 30 320 Stück – waren in Gorzów nur wenige Exemplare zu bekommen. Das Buch war also einerseits bekannt, wurde besprochen und als Lektüre empfohlen, andererseits aber war es abwesend.

Was macht diese »Wzorce dzieciństwa« [Muster der Kindheit] bis heute so besonders? Sicher sind sie kein Handbuch der Regionalgeschichte, das verneinte Wolf selbst. Dennoch entwickelte sie hier eine besondere Stadt-Zeit-Chronik. Es ist unwichtig, dass die Erzählung – für den mit der Stadtgeschichte vertrauten Leser – in dem einen oder anderen Detail »falsch« liegt, dass der eine oder andere Name, Ort oder Fakt nicht »richtig« ist. Dichtung und Wahrheit spielen hier Katz und Maus. Es macht Freude zu versuchen, jenseits der Codes die Zeit zu verstehen. Der Schlüssel dafür ist das Anfangszitat aus einem Gedicht von Pablo Neruda, in dem er fragt, was uns prägt, wie viele dieser Muster in uns nachwirken.

Und Nelly, die Tochter des Kaufmanns Ihlenfeld, führt uns zum Sonnenplatz mit den Sandkuchen, dann zum Geschäft der Eltern, und erzählt von ihren merkwürdigen Verwandten. Aber wer spielte nicht im Sand, wer hatte schon nur unauffällige Familienmitglieder? Wer ging nicht als Kind mit seinen Eltern zur Arbeit? Nicht nur wir in Gorzów oder sie damals in Landsberg. Das sind die Muster, und wenn wir groß werden, fangen wir wieder von vorne an. Wenn ich *Kindheitsmuster* als Junge aus der Sportowa-Straße – in Luftlinie etwa 500 Meter von Wolfs letztem Wohnhaus in L. – und als Stadthistoriker lese, finde ich eine treffende Beschreibung der Gegend meiner Kindheit, wie sie meinem Herzen nahe ist. Und ich sehe Maskierungen und Verzierungen, die diese Beschreibung verschleiern und zu einer universalen, großen Erzählung machen. Denn als herausragende Schöpfung einer Tochter unserer Stadt muss man diese Literatur bedingungslos annehmen.

Christa Wolf kehrte an ihren Geburtsort zurück, nicht nur im Schaffen, in ihren Gedanken, sondern auch persönlich, aber am liebsten ganz privat. Sie suchte eine eigene Beziehung zur Stadt und zu den heutigen Bewohnern. Sie wollte kein Podium für sich, nahm 1997 distanziert das Angebot einer Lesung im Stadttheater an. »Die Stadt als Anlaß, als Motiv, als Zeichen, nicht als Stadt.« So steht es an einer Bank, auf der inmitten des mittelstädtischen Treibens eine Bronzefigur in einer nachdenklichen Pose sitzt. Nicht Christa Wolf, sondern Nelly, kein Denkmal, aber vielleicht ein Zeichen.

Robert Piotrowski

Robert Piotrowski studierte Geschichte und Kulturwissenschaft in Berlin und Frankfurt (Oder). Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Aufarbeitung der Geschichte seiner Heimatstadt Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski und der Neumark.

Nellys Bank, ein Werk des polnischen Bildhauers Michael Bajsarowicz, steht gegenüber der Kathedrale und wurde 2015 eingeweiht.
Foto: © Robert Piotrowski

Hintergrund: Die 2015 eingeweihte, von polnischen Künstlern gestaltete Giebelwand des Hauses 113 in der *Aleje 11 listopada 113* (ehem. Küstriner Straße) zeigt Kräuter, die in Christa Wolfs Buch *Kindheitsmuster* vorkommen.
Foto: © Paweł Kurtyka

1945 musste Christa Wolf mit ihrer Familie vor den anrückenden Truppen der Roten Armee aus Landsberg an der Warthe fliehen. Diese Erfahrung verarbeitete sie in der Erzählung *Nachruf auf Lebende. Die Flucht*. 1971 entstanden, aber erst 2014 veröffentlicht, war der Text der Auftakt zu Wolfs 1976 erschienenem autobiografischen Meisterwerk *Kindheitsmuster*.

Christa Wolf starb am 1. Dezember 2011 in Berlin.
Am 18. März 2019 wäre sie 90 Jahre alt geworden.

Vergeßt nicht, was für eine schöne Kindheit ihr hattet! Solche Sätze standen meiner Mutter zur Verfügung, sie konnte einem die Hand dazu auf die Schulter legen, es gab kein Gesicht, das man solchen Sätzen entgegenhalten konnte, warum gebt ihr euch so verstockt? Wir hatten eine schöne Kindheit, und nun ist sie zu Ende, wir waren Statisten in einem Stück, dessen glücklicher Ausgang uns garantiert war am Tage unserer Geburt, und jetzt warf man uns mitten in eine Tragödie, deren Gesetze uns vollkommen fremd waren – obwohl es einen im letzten Winkel des Bewußtseins ein wenig schmeichelt, wenn eine so schwierige und ergiebige Rolle einem zugemutet wird. Die Angst hört sofort auf, wenn der Verlust eingetreten ist, vor dem man gezittert hat. Auf einmal wird der hauchdünne Reif von Langeweile, der auf zu lange unbewegten Verhältnissen sich absetzt, weggeputzt.

***

Ich weiß nicht mehr, wer mich in den Wagen zog, ich weiß noch, daß meine Mutter nachschob, daß ich ihr nun meinerseits die Hand reichte, um sie hinaufzuziehen, daß sie meine Hand auch ergriff, einen Fuß hochsetzte, auf den Rand des Wagens, sich schon den Ruck zum Aufsteigen gab und dann plötzlich zurücksackte, meine Hand losließ. Nein, sagte meine Mutter. Es geht nicht. Ich kann nicht mit. Ich muß hierbleiben.

Christa Wolf

Aus: *Nachruf auf Lebende. Die Flucht.* Berlin: Suhrkamp Verlag 2014, S. 29 und 33.
Wir danken dem Suhrkamp Verlag für die Abdruckgenehmigung.

© brgfx

grenzenlos regional

HEIMAT AUF ZEIT

Deutsche in der Dobrudscha, Deutsche aus der Dobrudscha

Vor ihrer Mündung ins Schwarze Meer leitet ein Hochplateau, die Dobrudscha, die Donau nach Norden ab. Als sich hier ab 1840 erste deutsche Siedler niederließen, gehörte die Region noch zum Osmanischen Reich, ehe sie 1878 an Rumänien überging. Die Deutschen, die in unterschiedlichen Phasen ankamen, lebten in enger Nachbarschaft zu Türken, Tataren, Bulgaren, Rumänen, Russen und anderen – in einer Umgebung, die das Nebeneinander von Minaretten, Kuppeln und Kirchtürmen bestimmte. Viele Dörfer, in denen Deutsche zu Hause waren, trugen türkische Ortsnamen, etwa Atmagea, Ciucurova, Caramurat und Cogealac. Das an der Straße von Tulcea ins Donaudelta gelegene Dorf Malcoci wurde allerdings 1842 neu gegründet.

Die Deutschen in der Dobrudscha waren hinsichtlich ihrer Herkunft und ihrer Konfessionszugehörigkeit heterogen: Zu ihnen zählten Sekundärsiedler aus dem Russländischen Reich, insbesondere aus Bessarabien, und Migranten aus dem Elsass, der Pfalz, Schwaben, Preußen, aber auch Galizien. Sie waren Lutheraner, Katholiken oder Baptisten. Die meisten von ihnen betätigten sich als Viehzüchter, Wein- und Gemüsebauern oder Handwerker. Im Alltag gebrauchten sie sehr unterschiedliche Idiome, mit russlanddeutschen, alemannischen und niederdeutschen Einflüssen. Lässt sich angesichts dieser kulturellen Diversität überhaupt von einer Gruppe der »Dobrudschadeutschen« sprechen? Mit diesem Kollektivbegriff sind die in der Dobrudscha lebenden Deutschen erst im Zeichen der deutschen Volkstumspolitik der Zwischenkriegszeit belegt worden.

Nach 1878 wurde die neue rumänische Provinz am Schwarzen Meer für mehrere Jahrzehnte unter Sonderverwaltung gestellt. Einerseits sollten die neuen Staatsbürger integriert werden, andererseits wurden Nicht-Rumänen beim Grunderwerb benachteiligt. Vor allem für kinderreiche und besitzlose Familien erwies sich dies als problematisch. Hinzu kamen die verheerenden Auswirkungen von Kriegen, vom Krimkrieg über den russisch-türkischen Krieg von 1877/78 bis hin zu den Balkankriegen und dem Ersten Weltkrieg. Ab etwa 1870 suchten Hunderte junger deutscher Familien in Übersee ihr Glück. Die landwirtschaftlich geprägten US-Bundesstaaten North und South Dakota, Saskatchewan (Kanada) und Argentinien waren bevorzugte Auswanderungsziele.

Im Zweiten Weltkrieg gerieten die Deutschen in der Dobrudscha in die Mühlen der Politik: Sie wurden im Oktober 1940 auf Veranlassung des Dritten Reiches nahezu vollständig »umgesiedelt« – die meisten der etwa 14 500 Betroffenen in von Deutschland besetzte Länder (Polen, »Protektorat Böhmen und Mähren«). Von dort aus mussten sie 1944/45 fliehen oder wurden vertrieben. Ein Teil von ihnen gelangte in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ), die spätere DDR, ein anderer Teil in die alliierten Westzonen, die spätere Bundesrepublik. Auch nach 1945 wanderten wieder Deutsche aus der Dobrudscha nach Übersee aus. Die Stadt Heilbronn übernahm 1954 die Patenschaft über die Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen, die jedoch heute nicht mehr existiert, sondern sich dem Bessarabiendeutschen Verein in Stuttgart angeschlossen hat.

Obwohl die Nachfahren der Deutschen aus der Dobrudscha heute über mehrere Kontinente verstreut leben, fühlen sich viele noch immer mit der Region ihrer Vorfahren verbunden. Genealogische Internetportale in Nordamerika zeugen davon ebenso wie zahlreiche Besuche in den Dörfern zwischen Donau und Schwarzem Meer.

Tobias Weger

Dr. habil. Tobias Weger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) in München (→ S. 56–58).

◀ Die 1934 erbaute, ehemals römisch-katholische Kirche ist heute das einzige Gebäude, das von dem früheren deutschen Dorf Colelia/Culelia im Judeţ Constanţa noch steht. In kommunistischer Zeit verfiel das Gotteshaus, seit 2007 dient es dem neu gegründeten orthodoxen Kloster Mănăstirea Colilia als Klosterkirche.
Foto: © Tobias Weger, September 2017

📖 Im Winter 2019/2020 erscheint beim Deutschen Kulturforum östliches Europa die Monografie *Dobrudscha. Deutsche Siedler zwischen Donau und Schwarzem Meer* von Josef Sallanz.

grenzenlos regional

TYPISCH SCHLESISCH!?

Regionalbewusstsein und Identität in einer deutsch-polnischen Wanderausstellung

Zwischen persönlich geprägten Heimatgefühlen und eher abstraktem Nationalstolz bezieht sich das Regionalbewusstsein auf ein klar begrenztes Territorium und die dort lebenden oder von dort stammenden Menschen. Als Identifikationsmerkmale können Sprache, Brauchtum, Mythen, administrative Strukturen, Landschaften oder historische Ereignisse dienen. Doch müssen nicht alle diese Faktoren für jeden eine Rolle spielen. Stellt man heute die Frage nach der regionalen Identität Schlesiens, zeigt sich dies sehr deutlich.

Eine räumliche Grenze lässt sich weder anhand landschaftlicher Gegebenheiten noch aufgrund politischer und kultureller Entwicklungen eindeutig ziehen. Schlesien war Schnittpunkt mehrerer Kulturen und häufig Schauplatz kriegerischer Auseinandersetzungen. Mehrfache Grenzverschiebungen und Herrschaftswechsel haben das Verhältnis der dort lebenden Menschen zur Region stets beeinflusst. Heute ist die Region Schlesien auf vier polnische Woiwodschaften, Tschechien und Sachsen verteilt. Zudem leben, bedingt durch Flucht und Vertreibung, in Deutschland und weltweit verteilt Menschen, die sich der Region zugehörig fühlen, jedoch eine sehr heterogene Sichtweise auf sie haben.

Die folgenden Zitate sind der deutsch-polnischen Wanderausstellung *Typisch schlesisch!? Regionalbewusstsein und schlesische Identitäten* von HAUS SCHLESIEN entnommen. Sie zeigt auf, wie vielfältig sich das Zugehörigkeitsgefühl äußern und wie unterschiedlich das persönliche Empfinden sein kann. Zu Wort kommen vor allem polnische Museumsfachleute, die sich mit der Region auseinandersetzen. Was sie alle verbindet? Sie fühlen sich als Schlesier.

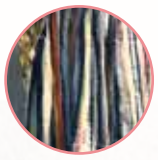
Silke Findeisen

Silke Findeisen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am HAUS SCHLESIEN in Königswinter-Heisterbacherrott (→ S. 56–58).

Aktuelle Informationen unter **www.hausschlesien.de**

»In Niederschlesien entstand nach dem Krieg das Bedürfnis, die kulturelle Identität neu zu definieren, was zur Bildung der vorherrschenden Haltung, die kulturellen Unterschiedlichkeiten zu akzeptieren, geführt hat. […] Um das zu erreichen, musste eine mühsame, langjährige gesellschaftliche Identifikation mit dem zu bewertenden Erbe stattfinden.«

Henryk Dumin, Hirschberg/Jelenia Góra



»Als ein Gebiet, das unter die Regentschaft von verschiedenen aufeinander folgenden Staaten fiel und wo sich mehrere kulturelle Einflüsse kreuzten, wurde Oberschlesien zu einem Land von Menschen, die sich vor allem mit ihrer Heimat verbunden fühlten. Die unanfechtbaren ›Stützen‹ der Identität der Oberschlesier waren und sind Familie, Arbeit, Gewissenhaftigkeit und Glaube.«

Łucja Staniczek, Schwientochlowitz/Świętochłowice

»Das Schlesiertum [ist] immer noch u. a. an den Architekturdenkmälern oder – ganz allgemein – am Erbe und der Kulturlandschaft sichtbar. Die Widerspiegelung der unterschiedlichen Verbundenheit der Städte und Kreise des heutigen Lebuser Landes zeigt sich in ihren Wappen. Ein offensichtliches Zeichen, das auf die Verbindung der Städte der Woiwodschaft Lebus mit Schlesien hinweist, ist der schwarze Adler […] – im Gegensatz zum roten Brandenburger Adler.«

Dr. Anitta Maksymowicz, Grünberg/Zielona Góra

»Es ist nicht leicht, kurz und ganzheitlich einen Schlesier zu definieren. Einen Autochthonen, einen Nachkommen der Zuwanderer und einen Emigranten mit schlesischen Wurzeln kann vieles voneinander trennen: nationale Zugehörigkeit, Traditionen oder Erfahrungen der Vorfahren, doch verbindet sie ein Lokalpatriotismus, die Bindung an die Region und die Sorge um sie, Respekt vor der Geschichte und dem Kulturerbe Schlesiens sowie Achtung für seine Bewohner.«

Wojciech Dominiak, Neustadt/Prudnik

»Das Teschener Schlesien war einmal Teil der Habsburger Monarchie. Neben Mundart und Volkstrachten erlaubt die Erinnerung daran den Bewohnern dieser Region, ihre Andersartigkeit den Schlesiern aus Preußisch-Schlesien gegenüber zu empfinden.«

Dr. Grzegorz Studnicki, Teschen/Cieszyn

»Gemeinsamkeiten, ja, so etwas wie Zusammengehörigkeit haben die Schlesier (Nieder-, Mittel- oder Ober-) erst im Exil entwickelt, also als sie sich entheimatet, im Westen wiederfanden.«

Horst Bienek, geb. 1930 in Gleiwitz/Gliwice

Illustrationen: Details schlesischer Trachten aus der Ausstellung *Typisch schlesisch!?*, im Hintergrund das Ausstellungsplakat

Buchpreis 2018
GEORG DEHIO

Miljenko Jergović | Brigitte Döbert | Alvydas Šlepikas | Markus Roduner

TANTE FINKA AUF SANKT MICHAEL

Auf dem Sankt-Michael-Friedhof ruhte Tante Finka in der Zeit. Eine alte Jungfer, von der wir nicht wissen, wie sie mit uns verwandt ist, denn die es wissen konnten, sind gestorben, bevor sie es uns erklärten, und so kann sie nicht im Stammbaum eingeordnet werden, unsere unverheiratete Tante, ebenso lebens- wie wirklichkeitsfremd, als literarischer Stoff ideal. […]

Das Grab auf Sankt Michael soll sie, hieß es, vor dem Krieg gekauft haben. Damals muss sie vierzig, fünfzig Jahre alt gewesen sein, älter nicht, sie wollte auf Nummer sicher gehen. Obwohl unsere Tante, hatte sie keine Angehörigen, also erwarb sie beizeiten ein Grab, stellte einen vornehmen Grabstein nach der Mode der Zeit darauf und besuchte ihr Grab auch noch zu Allerheiligen, wenn alle auf den Friedhof gehen, und im Frühjahr, um den Grabstein abzuwaschen und den Weg um ihre künftige Ruhestätte zu fegen, und dann – so erzählte man sich noch Jahre nach ihrem Tod – habe sie eine Kerze angezündet und Gerbera in die steinerne Vase gestellt. Gerbera war ihre Lieblingsblume. Wenn jemand Gerbera erwähnt, denkst du noch heute an Tante Finka und ob ihr Grab auf Sankt Michael noch existiert. Zum letzten Mal warst du mit Nonna Anfang der Achtziger dort, damals wurde die Straße gebaut, für die ein gutes Stück des benachbarten Friedhofs der Heiligen Georg und Gabriel und mit ihm die Knochen vieler orthodoxer Sarajever unter Asphalt verschwanden, deren posthumer Untergang in der neuen Ära kein Thema ist. Der Lyriker Duško Trifunović berichtete vor langer Zeit im Radio, auch die Gebeine seines Vaters seien damals unter die Räder gekommen.

Sankt Michael lag, als Tante Finka ihr Grab kaufte, praktisch vor der Stadt. Angelegt 1884, geplant von Josef Rekveny, er ist hier auch begraben. Bis 1966 wurden in Sankt Michael, der ohne sichtbare Grenze an den orthodoxen Friedhof grenzt, Sarajevos Katholiken beigesetzt, überwiegend Kofferkinder, oft Ausländer, Deutsche, Polen, Tschechen, der eine oder andere römisch-katholische Ungar, seltener Italiener, Slowenen und einheimische oder zugezogene Kroaten, fast durch die Bank Beamte im Dienst der Donaumonarchie. Nonna nahm dich, wann immer sich ihr schlechtes Gewissen meldete, weil Finka keinen hatte auf der Welt und keiner ihr Grab besuchte, mit auf Sankt Michael und Sankt Joseph, Friedhöfe, wo die Grabinschriften, Worte ewiger Trauer, das Gottbefohlen, vereinzelte wehmütige Reminiszenzen an die ferne Heimat, in beinah allen Sprachen des Habsburgerreichs verfasst waren, die meisten in Deutsch. Da hast du in sehr jungen Jahren eine Vorstellung bekommen, wer früher in der Stadt gelebt, sie gebaut und errichtet hat, wem Sarajevo mindestens so sehr gehörte wie den Lebenden, und das gab mehr als alles andere den Anstoß, dir ein Gedächtnis der Stadt vorzustellen, in dem du einen Platz hast, als Erinnernder ebenso wie als einer von denen, an die sich die anderen erinnern.

Miljenko Jergović

Aus: *Die unerhörte Geschichte meiner Familie.* Roman. Aus dem Kroatischen von Brigitte Döbert. Frankfurt am Main: Schöffling & Co., 2017, S. 504–506. Wir danken dem Verlag Schöffling & Co. für die Abdruckgenehmigung.

Miljenko Jergović wurde 1966 in Sarajevo geboren und lebt in Zagreb. Er schreibt Romane, Erzählungen und Gedichte, zudem veröffentlicht er Artikel und Essays in kroatischen, serbischen und bosnisch-herzegowinischen Zeitungen. Seine Werke wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und mit internationalen Preisen wie dem Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis, dem Premio Napoli und dem Angelus-Preis (Polen) ausgezeichnet. 2018 erhielt er gemeinsam mit seiner Übersetzerin Brigitte Döbert den Hauptpreis des Georg Dehio-Buchpreises.

Dr. Brigitte Döbert wurde 1959 in Offenbach geboren und lebt in Berlin. Sie ist als Künstlerin, Autorin und Übersetzerin aus dem Bosnischen, Englischen, Kroatischen und Serbischen tätig. Für ihre Übersetzung des Romans *Die Tutoren* von Bora Ćosić wurde sie mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und dem Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW ausgezeichnet.

EINE VON DIESEN KLEINEN WÖLFEN

Am Marktplatz des Städtchens neben einem Laden. Ein gedeckter Lkw mit Waren kommt an.

Die drei Jungen und Renate warten auf den passenden Moment.

Der Lastwagen fährt am Laden vorbei, hupt und biegt in den Hinterhof ein, wo sich der Lieferanteneingang befindet.

Die Verkäuferin Stasė und der Lkw-Fahrer. Die Verkäuferin unterschreibt die Lieferscheine, beide tragen je eine Palette mit nicht gerade gut aussehendem Kastenschwarzbrot aus dem Lkw.

Das Brot ist jetzt überhaupt stets nur halb durchgebacken, seufzt die Verkäuferin Stasė.

Die Verkäuferin und der Fahrer verschwinden im Warenlager des Ladens.

Hinter einer Ecke des Gebäudes hervor verfolgen Kinder alles mit.

Los … jetzt … ruft Rudolf.

Renate zögert einen Augenblick, läuft dann aber doch mit den anderen zum Fahrzeug. Mit einem Satz sind sie beim Brot und packen, was immer sie in die Hände bekommen.

Aus dem Laden erscheint laut rufend der Fahrer. Er schnallt im Gehen den Gürtel auf.

Ich werde euch schon, ihr verfluchten Diebe … soll euch der Henker … ruft der Fahrer wütend.

Die Kinder stieben, so schnell sie können, nach allen Seiten davon. Renate bleibt als Letzte zurück, offenbar ist sie durcheinander, drückt das Brötchen, das sie zu erhaschen vermochte, an die Brust, das Bein gleitet aus, sie fällt der Länge nach auf den Bauch.

Der Fahrer packt das Mädchen wie einen kleinen Hund am Kragen und schüttelt es wütend, dann holt er aus und verdrischt es mit dem Gürtel. Renate schreit und verspürt Angst, Scham und Schmerz zur selben Zeit.

Das Gesicht des Fahrers ist ganz rot vor Wut, er drischt und drischt auf das Mädchen ein, wo immer der Gürtel gerade trifft.

Aus dem Warenlager kommt die Verkäuferin angelaufen, sie packt den Fahrer am Arm.

Hör auf, Schluss jetzt, um Gottes willen …

Diebin, verfluchte Diebin …

Sie ist noch ein Kind … Lass sie los, schlag sie nicht, lass sie los …

Wie die Läuse, die sind jetzt überall, wie die Läuse …

Renate fällt zu Boden, das Brötchen gleitet ihr aus der Hand. Renate liegt auf dem Rücken und blickt die in einer unbekannten Sprache redende Frau aus von Wut und Angst erfüllten Augen an.

Renate arbeitet sich auf dem Rücken vorwärts, es tut ihr weh, sie bemerkt das heruntergefallene Brötchen und ergreift es gierig, entschlossen, es sich von niemandem wegnehmen zu lassen.

Man muss ihnen das Fell gerben, solange sie noch jung sind, danach ist es zu spät … Sieh nur, mit was für Augen sie uns anschaut, siehst du es?

Die Verkäuferin Stasė fragt Renate, woher bist du, wer ist deine Mutter? Hab keine Angst vor mir, warum stiehlst du? Man darf nicht stehlen, man darf nicht stehlen …

Der Fahrer trägt eine Palette mit Waren, sie ist doch eine Deutsche … eine Deutsche, eine von diesen kleinen Wölfen, jetzt sind die Waldränder voll von denen, wie von Läusen, sie stehlen alles, alles … betteln …

Stasė fragt auf Deutsch, bist du Deutsche? Verstehst du mich?

Renate nickt.

Hab keine Angst, hab keine Angst vor mir, renn nur nicht davon, man darf nicht stehlen, das darf man nicht … Hast du Hunger?

Renate nickt.

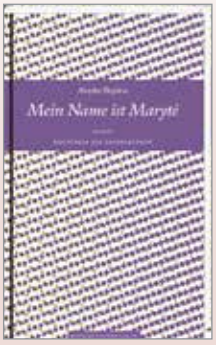
Der Fahrer sieht sie an, lacht, als wollte er sagen: Was soll man mit diesen Weibern, spuckt drauf, steigt ein, ruft noch, der Lieferschein ist auf der Kiste …

Alvydas Šlepikas

Aus: *Mein Name ist Marytė.* Roman. Aus dem Litauischen von Markus Roduner. Halle: Mitteldeutscher Verlag, 2015, S. 142–144. Wir danken dem Mitteldeutschen Verlag für die Abdruckgenehmigung.

Alvydas Šlepikas wurde 1966 in Videniškės (Litauen) geboren und lebt in Vilnius. Er inszenierte Theaterstücke, schrieb Drehbücher und ist Mitarbeiter der bedeutenden Wochenzeitung *Literatūra ir menas* (»Literatur und Kunst«). Sein Roman *Mano vardas – Marytė* (dt. *Mein Name ist Marytė,* 2015) über die sogenannten Wolfskinder aus Ostpreußen wurde 2013 vom litauischen Schriftstellerverband als bestes Buch des Jahres ausgezeichnet. 2018 erhielt er gemeinsam mit seinem Übersetzer Markus Roduner den Förderpreis des Georg Dehio-Buchpreises.

Markus Roduner wurde 1967 in Rheinfelden/Aargau geboren. Er übersetzt litauische und lettische Literatur ins Deutsche, unter anderem den Roman *Der Wald der Götter* von Balys Sruoga, wofür er 2009 mit dem Hieronymus-Preis für Übersetzungen litauischer Literatur ausgezeichnet wurde. Er lebt und arbeitet als Lektor und freier Übersetzer in Vilnius.



VEREINIGUNG DER EHEMALIGEN
RUSSLAND DEPORTIERTEN
REUNIUNEA FOȘTILOR DEPORTAȚI
ÎN U.R.S.S.
1945-1950
CARNET DE MEMBRU
MITGLIEDS-BUCH

DIE SCHWIERIGKEITEN DES ERINNERNS

Eine Rumäniendeutsche berichtet von ihrer Deportation in die Sowjetunion

Als Banater Schwäbin zählte Etelka Grotti zu jenen Angehörigen der deutschsprachigen Minderheiten Rumäniens, die nach Kriegsende zu Reparationsleistungen in der Sowjetunion gezwungen wurden. Auf Anforderung der Alliierten Kontrollkommission sollte die rumänische Regierung alle im Lande lebenden ethnisch deutschen Einwohner, gleich welcher Staatsangehörigkeit, zur Arbeit mobilisieren. Frauen zwischen 18 und 30, Männer zwischen 17 und 45 Jahren mussten sich bereithalten.

Von ihren Erfahrungen erzählte Etelka Grotti im Frühjahr 2012 dem Luxemburger Fotografen Marc Schroeder. Noch keine 25 Jahre sei sie gewesen, als sie am frühen Morgen des 15. Januar 1945 von einem russischen und einem rumänischen Soldaten aus ihrem Elternhaus in Lippa/Lipova, einer Kleinstadt unweit von Arad, abgeholt wurde. Gemeinsam mit anderen jungen Frauen und Männern hatte sie sich in einem nahegelegenen Gasthaus einzufinden, um von dort einige Tage später zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert zu werden. Erst vier Jahre und acht Monate später, im Herbst 1949, konnte sie zu ihrer Familie zurückkehren.

Sie berichtete von der mehrwöchigen Fahrt in einfachen Waggons über Odessa nach Donezk – dem Zentrum des ukrainischen Kohlereviers Donbass –, der schweren, die Menschen auszehrenden Grubenarbeit, der dürftigen Ernährung, dem Erschöpfungstod von drei mit ihr deportierten Freundinnen. Marc Schroeder durfte ihren Bericht aufzeichnen, sie während des Erzählens – auch in den empfindlichsten Phasen des Erinnerns – fotografieren. Dann hielt sie Dokumente und Erinnerungsbilder in die Kamera, etwa den Mitgliedsausweis der Vereinigung der Ehemaligen Russland-Deportierten, der ihr zugleich als Arbeitsnachweis für diese Jahre diente.

Wie viele Deportierte war Etelka Grotti erst im hohen Alter bereit, offener von den einschneidenden Erfahrungen zu berichten, die ihr Leben so wesentlich geprägt haben. Die Gründe dafür liegen in der traumatisierenden Wirkung des Geschehens selbst, aber auch in dem Tabu, mit dem das Thema Deportation im sozialistischen Rumänien belegt war. Erst nach 1989 erfuhr es erstmals öffentliche Aufmerksamkeit und wissenschaftliche Aufarbeitung. Herta Müllers *Atemschaukel* von 2009 gab ihm einen beklemmend starken literarischen Ausdruck. In den Familien, so scheint es, haben die Betroffenen über Jahrzehnte hinweg vieles mit sich selbst ausgemacht und wenig Hilfe beansprucht. Selbst in den späten 1990er Jahren war das freundliche Schweigen der Großtanten und Großonkel gegenüber der neugierigen jungen Generation schon deshalb aufschlussreich, weil es die verborgenen, aber weiter präsenten Erfahrungen des Leids bestätigte.

Dass dieses Gespräch – neben weiteren, die Marc Schroeder zwischen 2012 und 2015 führte – möglich wurde und dabei so einprägsame Bilder entstanden, ist etwas Besonderes. Seine Fotos rücken nicht nur das vergessene Geschehen in unsere Wahrnehmung, sondern legen in den festgehaltenen Gesten und Gesichtern auch die Schwierigkeiten des Erinnerns selbst offen. Als Zeitzeugendokumente sind sie von unschätzbarem Wert, umso mehr, als sie eine der allerletzten Möglichkeiten dazu nutzten.

Das wussten auch Etelka Grotti und Marc Schroeder. Zum Abschluss ihrer Begegnung entstand ein Porträt, das Frau Grotti auf ihrem Bett sitzend zeigt. Erschöpft vom Erinnern und Erzählen, liegen ihre Hände nun still. Diese Aufnahme ist in Farbe, steht für das Heute, während die beim Erinnern entstandenen Bilder schwarzweiß sind und die Vergangenheit in sich tragen.

***

Im Juli 2018 ist Etelka Grotti im Alter von knapp 98 Jahren als eine der letzten Zeitzeuginnen dieser lange verdrängten Episode der europäischen Nachkriegsgeschichte in Rumänien gestorben.

Heinke Fabritius

Dr. Heinke Fabritius ist Kulturreferentin für Siebenbürgen, Bessarabien, die Bukowina, die Dobrudscha, Maramuresch, Moldau und die Walachei am Siebenbürgischen Museum in Gundelsheim (→ S. 56–58).

Die Fotografien waren als Teil der Ausstellung *»Immer war diese Hoffnung …« – ehemalige Russland-Deportierte erinnern sich* mit Unterstützung des Deutschen Kulturforums östliches Europa 2018 auf der Buchmesse in Leipzig zu sehen. Es folgten Ausstellungen in der Gedenkstätte für die Opfer des Kommunismus und des Widerstands in Marmaroschsiget/Sighetu Marmației und später in Iași/Jassy, beide in Rumänien. Im August 2019 wird auf Initiative der Kulturreferentin für Siebenbürgen eine Auswahl der Bilder zunächst in der Galerie Interart in Stuttgart gezeigt und anschließend im Winter 2019/2020 im Siebenbürgischen Museum in Gundelsheim.

www.siebenbuergisches-museum.de
www.interart-stuttgart.de
www.marcpschroeder.com

◄ Schonungslos und zugleich frei von Verbitterung erinnern die Worte und Gesten von Etelka Grotti an ihre Deportation und an die Zwangsarbeit zwischen 1945 und 1950. Fotos: © Marc Schroeder

»WO SICH IHRE SPUREN VERLIEREN …«

Zu Leben und Tod der böhmischen Jüdin Klara Beck (1904–1942)

Klara Beck, genau gesagt Klara Franziska Beck, geboren am 14. November 1904 in Pilsen/Plzeň, gestorben irgendwann Anfang 1942 irgendwo bei Riga, vielleicht im Wald von Bickern/Biķernieki, wo 5 000 Granitblöcke an 20 000 hier verscharrte deutsche, österreichische und tschechische Juden erinnern.

Ich habe Klara Beck 73 Jahre nach ihrem Tod kennengelernt. 2015 verbrachte ich, vom Deutschen Kulturforum östliches Europa zur Stadtschreiberin gekürt, fünf Monate in Pilsen, der damaligen Europäischen Kulturhauptstadt. Bei einer Sightseeing-Tour durch die von Adolf Loos modernisierten Interieurs erfuhr ich von Klaras tragischem Schicksal.

Als Pilsen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dank der Industrialisierung einen außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt hatte, waren Juden aus der Provinz auf der Suche nach Wohlstand zugezogen. Sie handelten mit Holz und Kohle, Wolle und Kristallarbeiten, Wurstwaren und Getreide, produzierten Lederwaren und chemische Produkte. »Auch Maschendraht und Stacheldraht. Und gerade dieser Stacheldraht, dem sie ihren Reichtum verdankten, sollte sie einige Jahrzehnte später von der Welt ihrer Kunden trennen, sollte sie in die Welt des Todes eingittern«, schreibe ich in meinem auf Italienisch verfassten, 2018 erschienenen Buch *Le scarpe di Klara. Storia di una ebrea boema* (»Klaras Schuhe. Geschichte einer böhmischen Jüdin«, eine deutsche Ausgabe ist in Vorbereitung).

Klara Beck, eine Tochter des böhmischen Industriellen Otto Beck (1870–1936) und seiner Frau Olga, geborene Feigl (1879–1942?), verbringt Kindheit und Jugend im gesicherten Ambiente der jüdischen Upperclass. In den 1920er Jahren studiert sie Fotografie in Wien. In der Donaustadt lernt sie Adolf Loos kennen, den 34 Jahre älteren Brünner Architekten. Sie heiraten im Juli 1929. Das Leben mit dem genialen, jähzornigen Loos ist nicht leicht. Sie trennen sich zwei Jahre später.

Auch nach der Scheidung behält Klara, die sich nun Claire Beck-Loos nennt, ihren gehobenen Lebensstil bei. Bis Hitler zuerst die deutschsprachigen Gebiete, wenig später den gesamten tschechischen Teil der Tschechoslowakischen Republik besetzt und 1939 das »Protektorat Böhmen und Mähren« proklamiert, wo dieselben Gesetze gelten wie im Großdeutschen Reich. Auch die Rassengesetze.

Klara und Olga gehen nach Prag, und gemeinsam nehmen die beiden Jüdinnen die allmähliche Verarmung und Ausgrenzung hin. Nichts ist ihnen mehr erlaubt, sie halten sich mit Putzarbeiten, mit dem Backen und Kochen für andere Familien, mit dem Herstellen von Ledertaschen und Gürteln leidlich über Wasser. Die eleganten, von Adolf Loos gestylten Pilsener Wohnungen sind nur noch eine blasse Erinnerung. Sie leben zur Untermiete bei Fremden, teilen ein Zimmer, in Unter-Untermiete, mit anderen Personen.

Während ihre Mutter Olga (vorerst) in Prag zurückbleibt, wird die 37-jährige Klara, nunmehr rechtlos, am 10. Dezember 1941 als Nummer 824 von Prag nach Theresienstadt deportiert, als Nummer 785 kommt sie Mitte Januar 1942 von Theresienstadt nach Riga in Lettland. »Wo sich ihre Spuren verlieren« – diese Auskunft bekam ich vom Jüdischen Museum in Prag, das ich um genauere Angaben zu Klaras Deportation und Tod gebeten hatte.

Wolftraud de Concini

Wolftraud de Concini (1940 in Trautenau/Trutnov) ist in Italien als Schriftstellerin und Fotografin tätig.*

▲ Claire Beck-Loos: Selbstporträt, Ende der 1920er Jahre, Quelle: Wikipedia

Otilie Šuterová-Demelová (* 1940): *Pilsen, Große Synagoge*, 2017 (Illustration aus *Le scarpe di Klara. Storia di una ebrea boema*)

»DAS IST MEIN ORT«

Ein Gespräch mit Janusz Trupinda, dem neuen Direktor des Schlossmuseums Marienburg/Malbork

Seit Januar 2018 ist Dr. habil. Janusz Trupinda Direktor des Schlossmuseums Marienburg *(Muzeum Zamkowe w Malborku)*. Wolfgang Freyberg, Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen (Bayern), hat den Historiker und Kulturmanager im Juli 2018 nach seinen Zielen und Plänen befragt.

Herr Trupinda, wie fühlen Sie sich in Ihrem neuen Amt?
Ich bin glücklich. Marienburg, das ist mein Ort. Ich habe hier elf Jahre als stellvertretender Direktor gearbeitet. Deshalb kenne ich nicht nur das Schloss ganz gut, sondern auch das Museum und die Mitarbeiter. Die kurze Pause – das waren sieben Jahre in Danzig – hat meinen Horizont erweitert. Ich habe dort im Stadtmuseum gearbeitet, da gibt es ganz andere Probleme. Jetzt habe ich mehr Erfahrung – und ja, ich habe viel zu tun, aber das ist eine große Freude für mich.

Welche Projekte werden Sie in Angriff nehmen? Gibt es neben dem geplanten Verbund mit Stuhm/Sztum und Marienwerder/Kwidzyn noch andere Vorhaben?
In den letzten Jahren haben in Marienburg und Marienwerder umfangreiche baukonservatorische Arbeiten stattgefunden. Viele große Projekte sind schon fertig, etwa die acht Meter hohe Madonnenstatue, die Ordenskirche oder die Marienkirche in Marienburg. Das ist zwar gut, die Architektur ist wunderschön, aber die Räume sind leer. Die Besucher wünschen sich Inhalte. Besonders Marienburg, aber auch Marienwerder und Stuhm haben eine komplizierte Historie, die sich nicht nur auf das Mittelalter beschränkt. Wir brauchen jetzt Ausstellungen, in denen die drei Burgen ihre eigene Geschichte erzählen können – große internationale Ausstellungen, große Projekte im museumspädagogischen und im wissenschaftlichen Bereich. Es werden Sonderausstellungen erstellt, aus diesen Sonderausstellungen machen wir Dauerausstellungen. Das ist meine Hauptaufgabe, dafür habe ich jetzt einen Vertrag über fünf Jahre. Außerdem bereiten wir die Revitalisierung der Vorburg in Marienburg vor. Die Burg selbst ist ebenfalls wichtig, aber vor allem als Ort für Ausstellungen, Tagungen und Museumspädagogik.

Welche besonderen Herausforderungen sehen Sie für sich, etwa hinsichtlich der Finanzierung oder baulicher Fragen?
Mit den Finanzen sieht es gar nicht so schlecht aus, wir haben Unterstützung von unserem Ministerium und natürlich nehmen wir viel Geld mit unserer kommerziellen Tätigkeit und den Tickets ein. Die Herausforderungen heißen Herbst, Frühling und Winter. Fast alle unsere Besucher kommen im Sommer nach Marienburg, Marienwerder und Stuhm. Aber was machen wir in der »toten Saison«? Organisieren wir dann kleinere Projekte oder eher große Ausstellungen für ganz andere Besucher? Viele der Massentouristen im Sommer haben kein Interesse an guten Ausstellungen, sie kommen zu uns wegen der Architektur, wegen der Burgen, sie wollen ihre Freizeit angenehm verbringen. Mit unseren wissenschaftlichen Projekten, Ausstellungen und museumspädagogischen Angeboten könnten wir neue Besuchergruppen erschließen und den Rest des Jahres mit mehr Leben füllen. Das ist eine große Herausforderung!

Vielen Dank für das interessante Gespräch!

▲ Janusz Trupinda 2018

Die im 13. Jahrhundert erbaute Marienburg ist der größte Backsteinbau Europas und zählt zum UNESCO-Weltkulturerbe. Sie war das Machtzentrum des Deutschordensstaates, gehörte ab 1466 zur Krone Polens und kam nach der Ersten Teilung Polens 1772 zum Königreich Preußen. Heute befindet sie sich in der polnischen Woiwodschaft Pomorskie. Fotos: ©Wolfgang Freyberg

ROSA TAHEDL UND DER TROST DES WALDES

Die Natur als Gleichnis und Sinnfindung im Werk der Autorin aus dem Böhmerwald

»Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet«, schrieb Adalbert Stifter einst über seine Heimat. Der Böhmerwald hat eine eigene Literatur hervorgebracht, zu deren Vertretern neben Autoren wie Josef Rank (1816–1896), Karl Franz Leppa (1893–1986) oder Leo Hans Mally (1901–1987) auch eine »jüngere« Schriftstellerin gehört: Rosa Tahedl. Sie hat nicht nur auf herausragende Weise die Landschaft dargestellt, sondern widerlegt mit ihrem Werk auch die häufig geäußerte Ansicht, mit 1945, dem Jahr der Vertreibung der deutschen Bevölkerung des Böhmerwalds, sei auch die deutsche Böhmerwaldliteratur an ihr Ende gekommen.

Rosa Tahedl kam am 10. August 1917 in Guthausen/Dobrá na Šumavě im Bezirk Prachatitz/Prachatice auf die Welt und durchlebte die nationalen Spannungen, politischen Versuchungen und bitteren Konsequenzen der wechselhaften Zeit, in die sie geboren war. Nach ihrer Lehramtsprüfung 1936 konnte sie ihren Beruf erst ausüben, nachdem die Grenzgebiete der Tschechoslowakei aufgrund des Münchner Abkommens dem Deutschen Reich angeschlossen wurden. Als mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die deutschen Böhmerwäldler ihre Bürgerrechte verloren und bis auf wenige Ausnahmen unter Zurücklassen ihrer Habe das Land verlassen mussten, blieb Rosa Tahedl davon ausgenommen. Jedoch durfte sie ihrem erlernten Beruf nicht nachgehen und musste als Holzfällerin und Waldarbeiterin 18 Jahre lang schwere körperliche Arbeit leisten. Im Zuge der Liberalisierung des politischen Systems erreichte sie 1964 ihre Ausreise nach Deutschland, wo sie im bayerischen Runding bis 1980 als Lehrerin wirkte. Im Ruhestand begann sie zu schreiben und veröffentlichte ihr autobiografisch geprägtes Werk ab Ende des 20. Jahrhunderts. Sie starb am 14. Juni 2006.

Neben Kurzerzählungen, die in den Publikationsorganen der vertriebenen Böhmerwäldler wie *Böhmerwäldler Heimatbrief* oder *Hoam!* erschienen, verfasste sie sieben Bücher. Während ihr Erstling *Sternreischtn* (1987) als Dorfchronik die Entstehung des Dorfes Guthausen und die Lebensweise seiner Bewohner bis 1945 schildert, hat *Die Mali* (2003), ein Denkmal für ihre Großmutter, ein von harter Arbeit geprägtes Frauenleben zum Inhalt. *Abenteuer unter dem Roten Stern* (1990 bzw. 2017 als *Die Holzfällerin im Schatten des Roten Sterns*) vermittelt ihre persönlichen Erfahrungen nach dem Krieg als deutscher »Underdog«. Schilderungen von Unterdrückung der Meinungsfreiheit, Denunziationen, landwirtschaftlicher Kollektivierung, Niedergang des Ökosystems, Warenmangel aufgrund der Planwirtschaft, Errichtung von Grenzanlagen und Todesstreifen, mitunter tödlich endenden Fluchtversuchen oder Sprengung ganzer Dörfer im Grenzgebiet fügen sich dabei zu einem Lehrstück über die tschechoslowakische Realität nach dem kommunistischen Umsturz im Februar 1948.

Trost, Katharsis und Aussöhnung mit ihrem Schicksal werden ihr schließlich durch die Arbeit im Wald zuteil. Die Beobachtung der lebendigen Natur gerät in ihren Werken poetisch gestaltet zu Gleichnissen des menschlichen Lebens.

Historische Informationen und ethnografisches Sachwissen über den Alltag der Waldbewohner hat Rosa Tahedl ebenfalls für die Nachwelt erhalten. Das wissen auch die heutigen tschechischen Bewohner der Region zu schätzen, wie etwa Jan Mareš in seiner Studie *Co je to šumavská literatura?* [»Was ist Böhmerwaldliteratur?«] auf der illustren Internetseite *Kohoutí kříž /'s Hohnakreiz* bekennt.

Anna Knechtel

Anna Knechtel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Adalbert Stifter Verein in München *(→ S. 56–58).*

Rosa Tahedl als Holzfällerin, zwischen 1961 und 1963, © Hans Schmeller

Bild im Hintergrund: Böhmerwald bei Glöckelberg/Zvonková, © Vera Schneider

Anlässlich des 100. Geburtstags von Rosa Tahedl im Jahr 2017 erstellten das Wiener Böhmerwaldmuseum und der Böhmerwaldbund Wien die zweisprachige Ausstellung *Rosa Tahedl 1917–2006*. Die Ausstellung kann entliehen werden und war bereits in Österreich, Deutschland und der Tschechischen Republik zu sehen.

📖 Ein ausführlicher Beitrag von Anna Knechtel über Rosa Tahedl erscheint auf Tschechisch in der Revue *Šumava v proměnách času* (»Der Böhmerwald im Wandel der Zeit«), Heft Nr. III/2019, herausgegeben in Oberplan/Horní Planá.

💻 Unter **www.kohoutikriz.org** finden sich Texte von Rosa Tahedl in Mundart mit tschechischer Übersetzung.

Im Jungwald

Nie gelang es mir, auch nur zwei gleiche Bäumchen zu finden. Welche Verschwendung der Natur in ihrer Schöpferstunde, die jedem Baum sein eigenes Gesicht, seine nur ihm eigene Gestalt verleiht!

Hebt dort der Gipfel mit stolzer Gebärde die Äste und Zweige wie abwehrend gestreckt, macht hier der steile Schaft eine eigenwillige Krümmung. Wenn sich dort die Äste in eigenartigem Wirbel um den Stamm reihen, zeigt das zweite eine dichte, fast starre Teilung der Äste. Ebenso verschieden bieten sich bei näherer Betrachtung Farbe und Stand der Nadeln und der Rinde an. Es berührt schon sonderbar, die Verschiedenheit der Wesen, die wir nur gewöhnt sind, bei uns Menschen anzuerkennen, auch in der Welt des Waldes wiederzufinden. Das ist immer ein Reiz, auch im Baum ein Lebewesen in seiner Eigenart, in seiner nur ihm gehörenden Gestalt am anderen Wesensverwandten, aber nicht gleichen, zu messen.

Als das wichtigste Gesetz des Jungwalds erschien mir: Jeder Baum kämpft um Licht und Boden, aber er erniedrigt keinen Nachbarn, um selber höher zu erscheinen. Die Natur läßt ihn nicht durch kleinliche Herabsetzung anderer groß werden, sondern nur durch sein Streben aus eigener Kraft. Und wir Menschen?

Für den Wäldler ist es tröstlich zu wissen, daß jedes dieser Geschöpfe im Jungwald mit seiner Gestalt, die ihm der Schöpfer gab, auch das Los des Lebens trägt: ein Schicksal zu haben.

Das Schicksal dieser Jungbäume begann in jenen Tagen, als eine fleckenlose, dichte Schneedecke den Boden überzog. Die Sonne neigte sich in schon erwachender Stärke dem wachsenden Tag zu. Da flog ein flittriges Gestäube unzähliger Samenflügel aus dem zapfenstarrenden Geäst der Altfichten. Getragen vom leichten Windhauch wirbelte das zittrige Ding über die tauende Fläche, bis die Samen sich senkrecht in den nassen Schnee bohrten. Noch einige Male flirrte der zarte Flügel, dann erfaßte die Feuchtigkeit auch ihn. So ward der Standort des künftigen Baums bestimmt. Ob unter dem Schnee an jenem Platz Fels oder Erdreich war? Schicksal! Das sich nicht wählen, nur ertragen läßt!

Jahr für Jahr kämpfte sich der kleine Baum durch die Gefahren und Nöte seines Daseins. Doch allmählich stach er schon wagemutig über die höchsten Grasschmelen hinaus. Seine Zweige badeten im warmen Mairegen und trockneten in heller Lichtflut; rundum reckten sich kräftige Nadeln. Ja, plötzlich berührten sich die Äste mit denen des Nachbarn, der selber auch in gleicher Fährnis emporgewachsen war. Nun begann die wilde Zeit des Reckens und Sprießens – der Jungwald beginnt sein Leben.

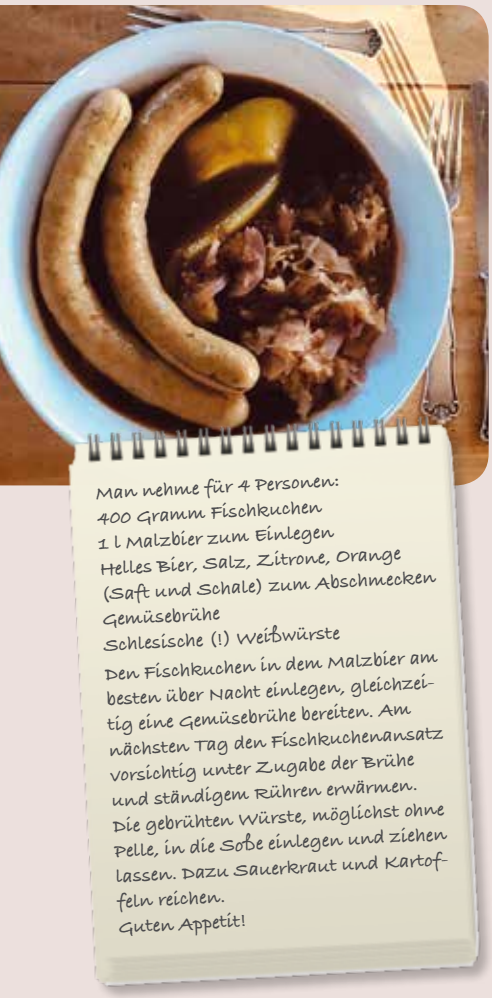
Jedes dieser Wesen, so verschiedenartig sie immer sein mögen, fügt sich ein in die große Gesetzmäßigkeit – leben zu wollen. Ob es mit Verstand, Instinkt, Triebhaftigkeit – oder was immer diesen Lebensdrang bestimmen mag – ausgestattet ist, im letzten folgt jedes nur dem einen Gesetz: seinen Werdegang durchzustehen, sich in Gefahr zu bewähren und am Ende dem Ziel allen Lebens, dem Tode, zu begegnen.

Im Waldalltag zeigt sich am klarsten das unbeirrbare Walten einer Macht, die allem Leben Ziel und Stunde seines Endes setzt.

Und wir Menschen aus dieser Welt des Waldes? Wir fühlen und sehen diese ewige Gesetzmäßigkeit. Sie formt unser Denken und Sagen, so wie es schon viele Generationen empfanden. Wir beugen uns ihr und finden Trost in dem Gedanken, daß auch unser Sein dem gleichen Gesetz folgt. Wir sagen das große Amen in das Rauschen des Waldes.

Rosa Tahedl

Aus: *Abenteuer unter dem Roten Stern,* Grafenau 1990, S. 147–149, gekürzt



WEIHNACHTEN ZUM REINBEISSEN

Warum ein Rösrather Metzger vor dem Fest 3 000 Weißwürste produziert

Ein Mensch und sein Rezept

Schlesische Weißwurst mit Sauerkraut und Kartoffeln in einer Fischpfefferkuchensoße: Das ist ein traditionelles Weihnachtsessen aus Schlesien, mit dem schon mein Vater aufgewachsen ist. Die Basis der Soße ist der Fischkuchen, eine Art weicher Lebkuchen. Er heißt so, weil manche Familien die Soße auch zu Karpfen essen. Für mich müssen es jedoch schlesische Weißwürste sein. Sie sind würziger als die bayerischen, der Metzger bei uns um die Ecke stellt sie nur zu Weihnachten her – immer um die 3 000 Stück, es gibt hier in der Gegend also noch mehr Freunde der schlesischen Küche.

Obwohl ich in Köln geboren bin, ist Heiligabend für mich und meine Kinder anders nicht vorstellbar. Mein Vater, der 1923 in Neiße/Nysa zur Welt kam, musste Oberschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen. Dieses Gericht war ein Stück Heimat für ihn. Meine Mutter hat das Rezept von meiner Oma übernommen, ich habe es dann aus meiner Erinnerung nachgekocht. Meine Frau tut sich damit ein bisschen schwer, sie ist Vegetarierin. Aber beim Rest der Familie kommt es so gut an, dass ich schon einmal ernsthaft überlegt habe, die Würste mit der Soße als Currywurst-Alternative auf dem Kölner Weihnachtsmarkt anzubieten.

Norbert Ritter

Wenn Norbert Ritter nicht als Hobbykoch am Herd steht, betreibt er eine Schreinerei in Rösrath bei Köln.

EIN OSTPREUSSE IN SÜDOLDENBURG

Der Maler Ernst von Glasow (1897–1969) als Chronist seiner neuen Heimat

Sonnenstreifen, die durch halbgeschlossene Fensterläden ins Zimmer fallen, während draußen im Hof die Mädchen mit Gesang Wasser in die Küche pumpen: Mit dieser Schilderung eines Sommertags auf einem ostpreußischen Gut blickt der Maler Ernst von Glasow zurück auf seine Kindheit am Ende des 19. Jahrhunderts.

Erdmann Gustav Elimar Ernst von Glasow wird 1897 im ostpreußischen Partheinen (heute russ. *Moskowskoje* in der Oblast Kaliningrad) nahe dem Frischen Haff geboren – als ältester Sohn des Ernst Erdmann Albert von Glasow und der Magdalene Eliese Bertha von Glasow, geb. von Alt Stutterheim, Abbarten (heute russ. *Prudy*). Er verlebt eine glückliche Kindheit und besucht das Gymnasium in Königsberg.

Als Soldat und später als Offizier nimmt er an beiden Weltkriegen teil. Mit siebzehn Jahren wird er Fahnenjunker beim Kürassier-Regiment des Grafen Wrangel. 1918 gerät er in französische, 1944 in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft. Auf der Überfahrt nach Amerika notiert er in sein Tagebuch: »Um uns herum die eisengrauen Schiffe des Geleits, aber See und Himmel wie am Haff.« Die sonntägliche Kirchfahrt steht ihm vor Augen, sein Arbeitszimmer, der Rundgang durch Ställe und Felder: »Ich glaube, ich werde das nie wieder sehen.«

Als Flüchtling 1946 unfreiwillig in Südoldenburg gestrandet, erinnern ihn die Wiesen und Weiden an Ostpreußen. Aus der Not heraus, für sich und seine Familie Geld verdienen zu müssen, wird Ernst von Glasow zu einem Chronisten. Seine Aquarelle, Zeichnungen und Tagebuchnotizen eröffnen einen Blick auf sein Leben in Südoldenburg – und auf ein erstaunliches künstlerisches Werk.

Ruth Irmgard Dalinghaus

Die Kunsthistorikerin Dr. Ruth Irmgard Dalinghaus hat zahlreiche Ausstellungen konzipiert und Kataloge sowie einen Kunst- und Kulturführer über den Landkreis Vechta verfasst.

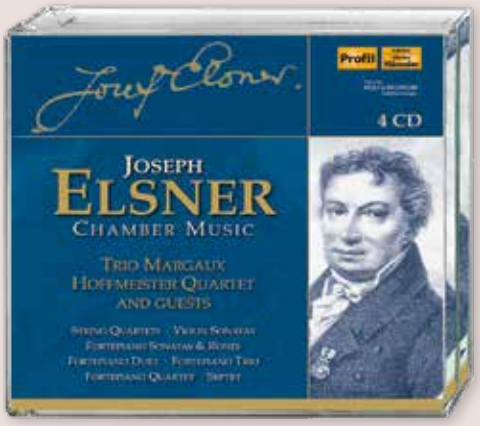
📖 Ruth Irmgard Dalinghaus: *Ein Ostpreuße in Südoldenburg – Ernst von Glasow (1897–1969)*, Katalog zur Ausstellung in Vechta und Bakum 2017, Oldenburg 2017, 243 S. mit zahlr. Abb., ISBN 978-3-00-059949-1

VATER DER POLNISCHEN NATIONALMUSIK

Zum 250. Geburtstag des schlesischen Komponisten Joseph Elsner

Als katholischer Schlesier in Grottkau/Grodków geboren, begann Joseph Elsner (1769–1854) seine schulische und musikalische Ausbildung in der Klosterschule der Dominikaner in Breslau und wechselte dann nach Wien, wo er sich zu einer musikalischen Laufbahn entschloss. In Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, war er ab 1792 Kapellmeister am städtischen deutschen Theater und knüpfte Kontakte zu den Mitgliedern der aus Warschau geflohenen polnischen Theatertruppe um Wojciech Bogusławski, den »Vater des polnischen Theaters«. 1799 folgte er Bogusławskis Einladung und ging nach Warschau, wo er überaus produktiv war: als Kapellmeister am polnischen Nationaltheater, als Organisator der Ausbildung professioneller Musiker und Sänger, schließlich als Lehrer einer ganzen Generation von polnischen Komponisten, etwa von Frédéric Chopin. In den sechs Jahrzehnten seiner schöpferischen Laufbahn schuf Elsner eine nur schwer überschaubare Anzahl und Vielfalt von musikalischen Werken: Singspiele, Messen und andere geistliche Gebrauchsmusik, Oratorien, Lieder, Sinfonien sowie Klavier- und Kammermusik. Viele dieser Werke sind heute verschollen.

Von besonderer Bedeutung sind Elsners Kammermusikwerke und Kompositionen für Klavier. Damit legte er den Grundstein für einen polnischen nationalen Musikstil, der auf der Basis der Wiener Klassik nationale polnische Tanzformen – wie Polonaise, Mazurka oder Krakowiak – und melodische Muster verfügbar machte und von den nachfolgenden Komponistengenerationen weiterentwickelt wurde.



Neuerscheinung zum Elsner-Jubiläum: Joseph Elsners Kammer- und Klaviermusik in Neuaufnahmen mit dem Trio Margaux und dem Hoffmeister Quartett (Bestell-Nr. PH 19023, 29,95 €). Die Box mit vier CDs und einem ausführlichen deutsch-englischen Booklet erscheint zum 250. Geburtstag des Komponisten am 1. Juni 2019 bei der Profil Edition Günter Hänssler.

Klaus Harer

Dr. Klaus Harer ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa im Potsdam (→ S. 56–58) als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig.

KÖNIGSBERGER SPURENSUCHER

Der Kaliningrader Designer, Verleger und Kulturaktivist Maxim Popow

Wer sich für die Geschichte Ostpreußens interessiert, wird früher oder später Maxim Popow kennenlernen. Der 38-jährige Designer macht stilvolle Souvenirs: Anstecker, Postkarten, Kalender und Tragetaschen mit Kant-Konterfei. Für den höheren Anspruch gibt es *pictorica,* den Buchverlag, den Popow 2007 gegründet hat. Sein Bestseller: der Fotoband *Das parallele Gedächtnis* mit etwa 300 historischen Aufnahmen von Königsberg, die zwischen Mitte des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden sind. »Ich will dem Leser den Anstoß geben, seine eigene Interpretation der Geschichte von Königsberg und Kaliningrad zu entwickeln, seine eigene Meinung darüber zu bilden, was hier geschah und was jetzt geschieht«, sagt der Herausgeber.

Schon im Schulalter hat sich Maxim Popow für die Geschichte von Ostpreußen interessiert. Als einer der Ersten begann er, nach alten Königsberger Ansichtskarten zu suchen, die außerhalb Ostpreußens verschickt wurden und dadurch erhalten geblieben sind. Seine Sammlung umfasst bereits mehr als 15 000 Postkarten, Fotos und Negative; ein Teil davon wird im Internet präsentiert, wo Maxim auch die russischsprachige Facebook-Community *@museumkoenigsberg* moderiert.

© Maxim Popow/pictorica

Sein aktuelles Projekt *Fotoarchäologie Kneiphof* besteht aus mehreren Stahlständern auf der Kant-Insel, die doppelseitig historische Straßenaufnahmen zeigen. Um das alte Königsberg mit dem heutigen Kaliningrad zu vergleichen, muss man sich nur davorstellen und das Bild ansehen.

Swetlana Kolbanewa

Die bekannte Kaliningrader Fernsehjournalistin Swetlana Kolbanewa schreibt derzeit ihre Magisterarbeit im Fach Geschichte an der Baltischen Föderalen Immanuel-Kant-Universität in Kaliningrad.

💻 www.museum-koenigsberg.ru

🕮 Michael Wieck: *Sakat Kenigsberga* (russische Ausgabe von *Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein »Geltungsjude« berichtet*). Kaliningrad, Verlag pictorica, 2015, 301 S., 14,80 €, ISBN 978-5-9906819-3-4

grenzenlos regional

HERRENHÄUSER IM BALTIKUM

Wanderausstellung auf den Spuren des deutschbaltischen Adels in Estland und Lettland

Die von den Deutschbalten errichteten Bauwerke sind ein sichtbarer und wesentlicher Teil ihres Erbes. In Auftrag gegeben, bewohnt und bewirtschaftet von der adligen Oberschicht zumeist deutscher, aber auch schwedischer, polnischer und russischer Herkunft, prägten etwa zweitausend Herrenhäuser die Kulturlandschaft des heutigen Estland und Lettland bis ins frühe 20. Jahrhundert.

Zu den ältesten Herrenhäusern im Baltikum gehören einige bis heute erhaltene mittelalterliche Burgen, die nach dem Ende der livländischen Ordensherrschaft seit dem späten 16. Jahrhundert zu neuzeitlichen Wohnsitzen und Residenzen von Adelsfamilien umgebaut wurden. Das Herrenhaus als zentraler Teil und Lebensmittelpunkt eines Gutshofs war jedoch nicht isoliert. Stets dazu gehörte ein Küchengarten mit Gemüse- und Kräuteranbau, später erweiterte man den Hof um zahlreiche Wirtschaftsgebäude. Die größten Güter konnten eine Fläche von mehreren Tausend Hektar und ebenso viele Bewohner haben. Nachdem die Gebiete des heutigen Estland und Lettland im frühen 18. Jahrhundert zu russischen Ostseeprovinzen geworden waren, orientierte sich der Bau der Herrenhäuser an der Architektur am russischen Zarenhof. Es entstand eine Vielzahl prächtiger und schlossartiger Häuser, die nicht selten mit wertvollen Kunstsammlungen ausgestattet waren. Den Wohlstand, der den gehobenen Lebensstil ermöglichte, verdankten die baltischen Gutsherren dem Verkauf ihrer Gutserzeugnisse vor allem nach Russland.

Einen Eindruck vom Leben in den baltischen Herrenhäusern im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert können uns heute historische Bildmaterialien vermitteln. Sie dokumentieren vielfach den Originalzustand der Häuser zu einer Zeit, als sie noch von ihren Erbauern und Eigentümern bewohnt wurden. Wie auf einer Zeitreise kann man sich anhand solcher Aufnahmen in die damalige Lebenswelt auf den Gütern hineinversetzen.

Zwei große und wertvolle Konvolute historischer Fotoaufnahmen zu baltischen Herrenhäusern zumeist aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts werden heute in Marburg an der Lahn verwahrt. Zum einen ist es die Sammlung des deutschbaltischen Barons Friedrich von Wolff-Lettien (1883–1943). Dieser Bildbestand mit etwa 4 500 Schwarzweißaufnahmen befindet sich heute im Bildarchiv des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung und wird in seinem Online-Bildkatalog zur Recherche bereitgestellt. Die mit 18 000 Bildern noch deutlich größere Fotosammlung des deutschbaltischen Historikers Georg von Krusenstjern (1899–1989) zu

baltischen Herren- und Gutshäusern ist im Deutschen Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg zu finden. Die Motivation für das Zusammenstellen solcher umfangreicher Bilddokumentationen speziell zu baltischen Herrenhäusern spiegelt ein Zitat aus dem Grundlagenwerk *Das baltische Herrenhaus* des Architekten Heinz Pirang (1876–1936) wider: Es ist das Bestreben, »die monumentalen Denkmäler einer Kulturepoche, die jüngst zum Abschluss gebracht wurde und nunmehr der Geschichte angehört, wenigstens im Bilde festzuhalten, um sie der Nachwelt zu überliefern«. Auch einhundert Jahre später trifft diese Aussage zu.

Die Anzahl der baltischen Herrenhäuser und Güter ist bis heute fast um die Hälfte geschrumpft. Mehrere Hundert Häuser fielen Brandschatzungen während der Revolution im Jahre 1905 zum Opfer. Den größten Verlust verursachte die 1920 durchgeführte Enteignung deutschbaltischer Güter durch die jungen Nationalstaaten Estland und Lettland. Die bisherigen Besitzer konnten ihre Häuser nicht mehr im gewohnten Umfang unterhalten oder mussten sie verlassen, so dass viele Gebäude verfielen.

Die mehr als eintausend erhaltenen Herrenhäuser stellen heute trotz aller Einschnitte eine der größten Denkmalgruppen im Baltikum dar. Sie sind in Gesellschaft und Forschung stärker präsent als viele andere Kunst- oder Baudenkmäler. Auf der Grundlage der reichen Bild- und Schriftzeugnisse zu diesem Thema in den Bild- und Dokumentenbeständen des Herder-Instituts Marburg zeichnet eine Ausstellung auf 16 Tafeln ab Mai 2019 die Geschichte(-n) einer vergangenen Bau- und Lebensform von den Anfängen bis in die Gegenwart anhand von ausgewählten Beispielen nach. Die Gegenüberstellung mit aktuellen Fotodokumentationen von Denkmalpflegern und engagierten Enthusiasten zeigt, welchen Wandlungen die Bauwerke in beinahe einhundert Jahren ausgesetzt waren.

Agnese Bergholde-Wolf

Dr. Agnese Bergholde-Wolf, tätig am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft Marburg (→ S. 56–58), ist Kuratorin der Wanderausstellung Adeliges Leben im Baltikum. Herrenhäuser in Estland und Lettland.

Die Ausstellung, eine Kooperation des Herder-Instituts Marburg mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa Potsdam, wird erstmals vom 18. Mai bis 28. Juli 2019 im Schloss Caputh gezeigt.

www.herder-institut.de/bildkatalog

▲ Bibliothek im Herrenhaus Neu-Schwanenburg/Jaungulbene (heute Lettland), Foto: Ende des 19. Jahrhunderts, © Herder-Institut, Marburg. Bildarchiv, Inv.-Nr. 229401

Schloss Mesothen/Mežotne. Charlotte von Lieven (1743–1828), die Erzieherin der Kinder der Zarin, 1794 Hofdame und 1801 Obersthofmeisterin, wurde für ihre Verdienste in den Grafenstand und später in den erblichen Fürstenstand erhoben und erhielt neben anderen Gütern Mesothen. In ihrem Auftrag erbaute Johann Georg Berlitz 1821 das Schloss Mesothen nach einem Entwurf von Giacomo Quarenghi. Es blieb bis zur Agrarreform 1920 im Besitz der Familie. Foto: © Vitolds Mašnovskis, 2006. Herder-Institut, Marburg. Bildarchiv, Inv.-Nr. 257509

▲ *Festung Fogaras* (Fogarasch/Făgăraș) und *Michelsberg in Siebenbürgen* (Cisnădioara), kolorierte Stahlstiche nach Ludwig Rohbock, 1864, Siebenbürgisches Museum, Foto: © Siebenbürgisches Museum

▶ Titelblatt des Bandes *Ungarn und Siebenbürgen in malerischen Original-Ansichten,* mit freundlicher Genehmigung durch das Siebenbürgen-Institut

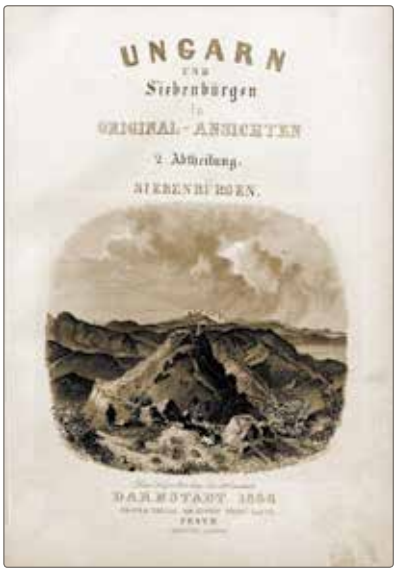
grenzenlos regional

ENTDECKERLUST IM STUDIERZIMMER

Das bürgerliche Bild der Region Siebenbürgen zwischen Mythos, Ideal und Wirklichkeit

Mit der Herausbildung einer breiten bürgerlichen Mittelschicht begann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Tourismus im heutigen Sinne. Dieser war einerseits getragen vom Interesse an zeitlich wie räumlich fernen Kulturen. Andererseits entstanden durch die zunehmende Verstädterung ein Bewusstsein für die Natur und eine teils verklärende Sehnsucht nach ihr. Sie fanden im beginnenden Naturtourismus und in den Anfängen des Naturschutzes ihren Widerhall. Diese Phänomene sind auch am Beispiel Siebenbürgens zu beobachten und führten unter anderem zur Gründung des Siebenbürgischen Karpatenvereins (SKV) im Jahr 1880.

Jene, die nicht reisen konnten, stillten ihren Hunger nach »exotischen« Ländern durch den Besuch folkloristischer Inszenierungen bei Weltausstellungen oder sogenannten Völkerschauen sowie durch das Lesen von Reiseberichten und -romanen. Hierdurch wurde auch die als so urwüchsig und fern angesehene Region Siebenbürgen, in diesem Kontext oft unter dem Synonym Transsilvanien, vom Stadtbürgertum Mittel- und Westeuropas entdeckt – als Forschungsfeld, mehr jedoch noch als Projektionsfläche spätromantischer und teils exotistischer Ideen.



Das berühmteste und bis heute einflussreichste literarische Beispiel ist der 1897 erschienene Roman *Dracula* des Iren Bram Stoker (1847–1912), der, wie die meisten seiner Leser, nie selbst in Siebenbürgen war. Eine der Quellen Stokers war der 1888 in Edinburgh erschienene Reisebericht *The Land Beyond the Forest. Facts, Figures, and Fancies from Transylvania* von Emily Gerard (1849–1905). Die Schriftstellerin hatte dazu zwischen 1883 und 1885 in dem für sie so exotischen Land allerlei Anekdoten und Mythen gesammelt, die das Blut ihres puritanischen Publikums im fernen Großbritannien in Wallung versetzen sollten. Mit der Wahrheit nahm sie es dabei allerdings nicht allzu genau. Siebenbürgen war für sie »eine [Robinson-]Insel bevölkert mit seltsamen und ungewöhnlichen Zeitgenossen, von denen ich [Emily Gerard] mit einer Mischung aus Bedauern und Erleichterung Abschied nehme«. Die wirklichen Fakten zur Region entnahm Stoker wahrscheinlich, wie viele andere auch, zu einem Großteil Karl Baedekers damals bereits in 24. Auflage erschienenem *Handbuch für Reisende. Österreich-Ungarn.*

Während Gerards Fiktionen Unterhaltung für die britische Upperclass boten und »der Baedeker« Basisinformationen für die ersten Touristen lieferte, nahm in dieser Zeit noch eine dritte Gattung der Reiseliteratur ihren Aufschwung – der Bildband. Diese Bücher, eine Mischung aus genauer Schilderung und künstlerischem Ausdruck, dienten meist nicht als Reiselektüre, sondern eher dem Augenschmaus und eben jener »Entdeckerlust« im heimischen Wohn- oder Studierzimmer.

Ein besonders schönes und umfangreiches *Coffee Table Book* aus dieser Zeit ist das 1857 bis 1864 vom Darmstädter Verlag G. G. Lange herausgegebene mehrbändige Werk *Ungarn und Siebenbürgen in malerischen Original-Ansichten.* Zur Vervielfältigung in hoher Auflage wurden dessen 204 Abbildungen, darunter 56 Ansichten aus Siebenbürgen, in der Drucktechnik des Stahlstichs reproduziert. Die Vorlagen hierzu lieferte der in Nürnberg und München tätige Grafiker und Landschaftsmaler Ludwig Rohbock (1824–1893). Seine Motive, die er in Zeichnungen festhielt, fand er vor Ort auf Reisen durch Siebenbürgen. Ergänzt wurde der Bildband durch »historisch-topographische« Texte des aus der Zips stammenden Geografen Johann Hunfalvy (1820–1888). Der ergänzende Text zeigt, dass die Publikation um wissenschaftliche Korrektheit bemüht war. Jedoch findet sich in den Grafiken auch der künstlerische Zeitgeschmack wieder. So umrahmt Rohbock etwa die Ansicht von Michelsberg/Cisnădioara mit einer romantisch zerklüfteten Felsenlandschaft und fügt ein Reh als Staffage ein. Den Blick auf die Festung Fogarasch/Făgăraș begrenzt er durch knorrige Bäume und einen Stallknecht mit Pferden.

Trotz dieser künstlerischen Freiheiten hat *Ungarn und Siebenbürgen in malerischen Original-Ansichten* dem städtischen Bildungsbürgertum jener Zeit ein wirklichkeitsnahes Bild der Region vermittelt. Es bildete damit schon damals einen Gegenpol zum »Mythos Transsilvanien«, der jedoch bis heute nicht totzukriegen ist – genau wie Graf Dracula, sein wichtigster Protagonist.

Markus Lörz

Dr. Markus Lörz ist Kurator des Siebenbürgischen Museums in Gundelsheim (→ S. 56–58).

Meine verrückte Tante Hana

Im Laden zwischen den Uhren verbrachte Papa viel Zeit, nicht nur an Arbeitstagen, wenn das Geschäft geöffnet war, sondern auch sonntags. Nach oben in unsere Wohnung in der ersten Etage kam er nur zum Essen und Schlafen. Beim Mittagessen und beim Abendbrot erzählte er Mama von den Uhrwerken, die er gerade reparierte, und Mama hörte ihm zu, als ob er die wundersamsten Abenteuer berichtete. Mit uns Kindern redete er nicht viel, und wenn Mama weg musste und er auf uns aufpassen sollte, brachte ihn das ganz durcheinander. Sicher lag es nicht daran, dass er uns nicht gern gehabt hätte. Eher konnte er nicht mit Kindern umgehen und wartete, dass wir größer würden und seinen Erzählungen über die Uhrwerke mit dem gleichen Enthusiasmus lauschten wie Mama. An dem Tag, als meine Welt begann, sich in die falsche Richtung zu drehen, war Papa ganz mürrisch, trotzdem mühte er sich, das nicht zu zeigen. [...] Mama feierte ihren dreißigsten Geburtstag und Papa war nicht er selbst, weil die Feier seinen gewohnten Tagesablauf störte. Er konnte nicht in seine Werkstatt gehen und in Ordnung bringen, was in Ordnung zu bringen ging. Er musste sich im Wohnzimmer an den festlich gedeckten Tisch setzen, mit seiner Frau, seinen drei Kindern und seiner Schwägerin Hana, zu der er die Beziehung einfach nicht in Ordnung bringen konnte, selbst wenn er gewollt hätte.

Der Grund war einfach, die Schwägerin war der personifizierte Vorwurf. Jedes Wort von ihr, jede Bewegung, jeder Blick zeigten ihm, wie sehr sie ihn verabscheute. Zeit mit ihr an einem Tisch zu verbringen, war für Papa genauso eine Qual wie für mich.

Ich hatte Angst vor Tante Hana. Sie saß auf dem Stuhl wie ein schwarzer Nachtfalter und starrte nur. Nie zog sie etwas Farbiges an. Über dem schwarzen langärmligen Kleid trug sie winters wie sommers einen schwarzen Pullover mit Taschen, an den Beinen schwarze Strümpfe und knöchelhohe Schnürstiefel. Nie sah ich sie ohne Tuch, was ich eigentlich verstand, denn unter dem Tuch schauten weiße Haare hervor, auch wenn sie noch gar nicht alt sein konnte.

»Warum zieht sie nicht manchmal den Pullover aus?«, fragte ich Mama. »Du hast gesehen, wie dünn sie ist«, sagte Mama. »Dünne Menschen frieren sehr leicht.«

»Wenn sie essen würde, wie es sich gehört, wäre sie nicht so dünn. Sie isst nur ein bisschen von dem Brot, das sie in ihren Taschen rumträgt, warum isst sie nichts Ordentliches?« Oder dürfen Erwachsene vielleicht überall krümeln, wo sie gehen und stehen, und Kinder nicht?

»Immer nur warum, warum. Was geht dich das an? Sagt Tante Hana dir vielleicht, was du tun und lassen sollst?«

Und das war die reine Wahrheit. Tante Hana war die einzige Erwachsene, von der ich nie »Du darfst nicht« hörte. Eigentlich hörte ich auch nichts anderes von ihr, denn Tante Hana sprach fast nicht, starrte nur. So seltsam. Als ob sie schauen würde, ohne zu sehen. Als ob sie weggegangen wäre und ihren Körper auf dem Stuhl vergessen hätte. Manchmal hatte ich Angst, dass sie zu Boden rutscht und nur noch ein Haufen schwarzer Sachen von ihr übrig bleibt.

* * *

Auch wenn ich dachte, ich könne nicht noch mehr Kummer und Hilflosigkeit erleben, als mir das Schicksal durch Mamas Tod auferlegte, hatte ich mich geirrt. Innerhalb einer Woche starb Dagmar, dann Otík und zuletzt Papa. Ich war noch nicht ganz neun Jahre alt und war ganz allein. Mein Leben blieb genauso stehen wie die Uhren, die in Papas Geschäft an der Wand hingen. Ich war wehmütig, hatte Angst vor der Zukunft und fühlte mich unendlich einsam.

* * *

Ich glaube, dass Ivana Horáčková genauso überrascht und erschrocken war wie ich, als Tante Hana mich holen kam. Sie stand in der Tür und sah Tante Hana an, als ob sie das Gefühl hätte, etwas sagen zu müssen, aber ihr nichts einfallen wollte. Ich blieb ein Stück hinter ihr stehen und wusste nur eins, dass ich nicht mit Tante Hana gehen wollte, aber gehen musste, weil die Horáčeks mich nicht bei sich behalten würden.

Tante Hana trat von einem Bein aufs andere. Ihre gebrochenen Beine wurden immer noch dick und schmerzten. Sie sah mich an, als sähe sie mich zum ersten Mal im Leben, und betrachtete mich prüfend. Mir schien, sie wollte sich überzeugen, ob ich ihrer Schwester Rosa überhaupt ähnlich sehe, wenn sie mich schon am Hals hat. Damals sahen nur meine Augen aus wie Mamas. Erst mit dem Alter begann ich ihre Züge in meinem Gesicht zu entdecken und jetzt kann ich mir schon vorstellen, wie sie ausgesehen hätte, wenn sie hätte alt werden können.

»Wir gehen.« Aus Hanas Stimme sprach solch eine Müdigkeit, dass Ivana Horáčková ihre Angst vergaß und sich zwang etwas zu sagen.

»Hanička, es tut mir leid, was passiert ist …«

»Wir gehen«, sagte Tante Hana wieder, und diesmal klang es unglücklich und ungeduldig. Als ob sie nicht hören wollte, was Ivana sagen wollte.

»Wenn ich könnte …«

Damals dachte ich, sie spreche über den Tod meiner Familie, sie wolle Tante Hana ihr Beileid ausdrücken. Was sie wirklich sagen wollte, begriff ich erst viel später.

Tante Hana richtete sich auf einmal auf und die Verzweiflung, die der schwarz gekleidete, ausgemergelte Körper ausstrahlte, wurde durch Wut ersetzt. Sie stürzte sich auf mich und packte mich an der Schulter. Ihre knochigen Finger bohrten sich schmerzhaft in meine Haut und die Kraft ihrer Wut zog mich mit sich fort. »Du konntest«, schrie Mamas Stimme aus dem Mund der Tante. »Du konntest sehr wohl.«

Ich war so erschrocken, dass ich anfing zu heulen. Selbst das Leben neben Ida und Gustav erschien mir erträglicher als das Zusammenleben mit Tante Hana. Die zwei kannte ich wenigstens schon und wusste, dass ich nichts Gutes von ihnen zu erwarten hatte. Was aber hatte ich von der verrückten Hana zu erwarten? Ich hoffte, Tante Ivana würde vielleicht doch noch sagen, ich könne bei ihnen bleiben. Sie musste doch sehen, dass Hana Helerová nicht richtig im Kopf war. Aber Ivana Horáčková stand nur da und bedeckte mit den Händen ihr Gesicht. Ich stolperte neben Hana her und spürte dieselbe Verzweiflung, die aus einem mir unbekannten Grunde auch Hanas Gesicht ausstrahlte.

Alena Mornštajnová

Auszüge aus dem Roman *Hana,* Kapitel *Já, Míra*
[»Ich, Míra«] *(1954–1963),* Verlag Host, Brünn/Brno 2017
Aus dem Tschechischen übersetzt von Raija Hauck

*

Die Romane der tschechischen Autorin Alena Mornštajnová (* 1963 in Valašské Meziříčí) mag man nicht mehr aus der Hand legen, wenn man einmal angefangen hat, in ihnen zu schmökern. Das müssen auch die Leser(innen) in Tschechien so empfunden haben – Mornštajnovás bewegte Familiengeschichten aus dem 20. Jahrhundert wurden schnell zu Bestsellern, und ihr bisher letzter Roman *Hana* erhielt den Buchpreis *Česká kniha 2018.* In ihm erzählt die Autorin über drei Frauengenerationen hinweg eine Familiengeschichte aus dem mährischen Meseritsch/Meziříčí.

Als Strafe für eine Dummheit bekommt die achtjährige Míra keinen Nachtisch und entgeht damit als Einzige der Familie einer Typhusinfektion, die ihre Eltern und Geschwister das Leben kostet. Damit ist Míras Schicksal für lange Jahre mit dem ihrer unnahbaren Tante Hana verknüpft, die nur noch ein Schatten ihrer selbst ist. Mit einer falschen Entscheidung im Jahr 1938 hatte Hana ungewollt schwerste Schuld auf sich geladen, mit der sie bis heute kaum leben kann. Allmählich kommt Míra hinter das Geheimnis ihrer Tante und erfährt vom tragischen Schicksal ihrer deutsch-jüdischen Vorfahren.

Christina Frankenberg, Tschechisches Zentrum Berlin

Foto: Alena Mornštajnová, © Dana Blatná Literary Agency

Anlässlich des Gastlandauftritts Tschechiens auf der Leipziger Buchmesse 2019 präsentierte das Deutsche Kulturforum östliches Europa gemeinsam mit dem Tschechischen Zentrum Berlin deutsch-jüdisch-tschechische Familiengeschichten von Alena Mornštajnová, Nela Rywiková und Kateřina Tučková.

*

Bauhaus in Brünn

Internationaler Stil als nationaler Auftrag in der Ersten Tschechoslowakischen Republik

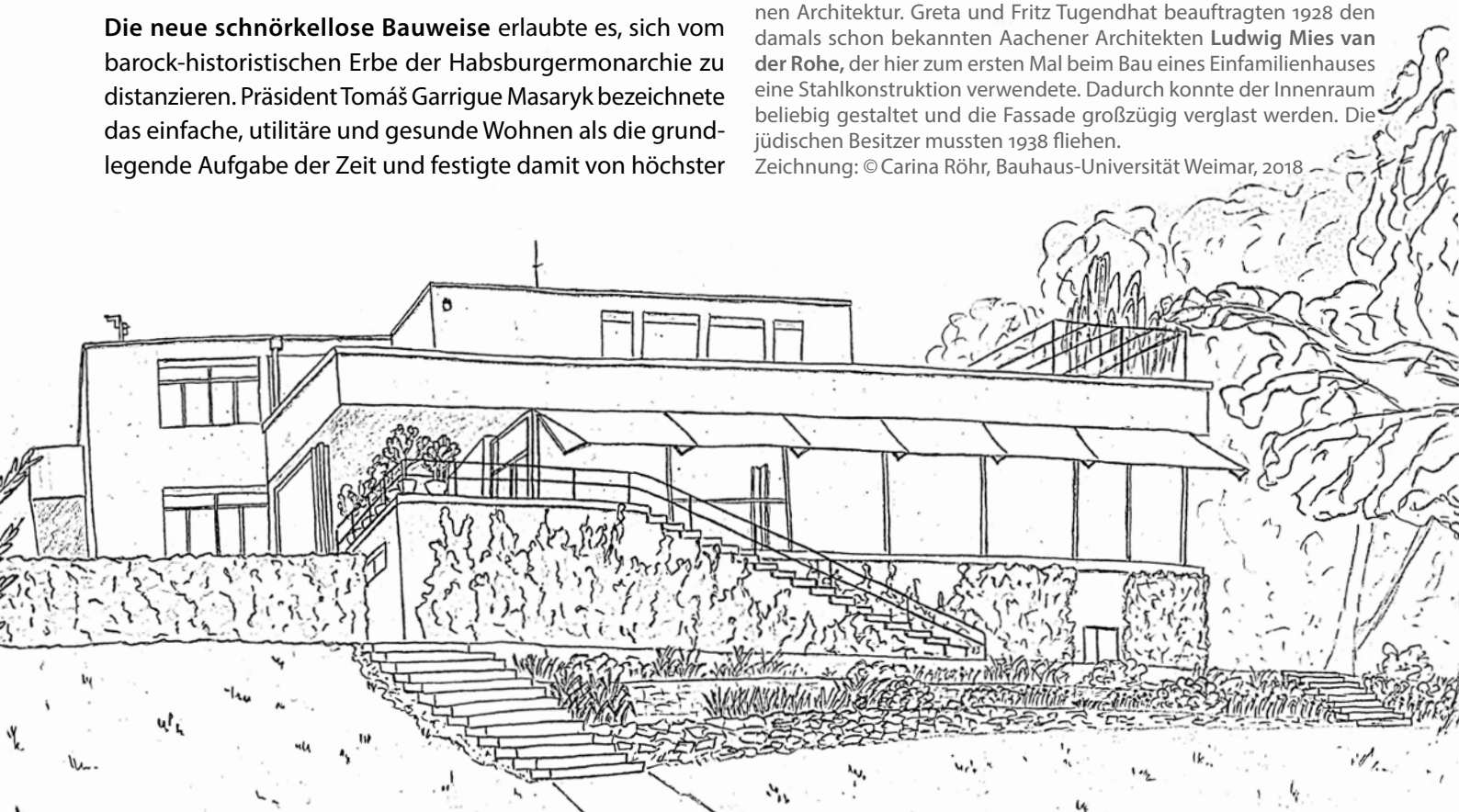
Das Ende des Ersten Weltkriegs brachte zahlreichen Ländern im östlichen Europa den Übergang in die Unabhängigkeit. Die damit verbundene Aufbruchstimmung spiegelt sich auch in der Architektur wider. Eine der zahlreichen mittel- und osteuropäischen Städte, in denen die Vielzahl an Bauwerken der Moderne und der Neuen Sachlichkeit besonders ins Auge fällt, ist die mährische Metropole Brünn/Brno. Die Textilindustrie machte die vor dem Krieg auch als »österreichisches Manchester« bezeichnete Stadt zu einem wichtigen wirtschaftlichen Standort. Durch die Eingemeindung von 22 Bezirken wuchs das Brünner Stadtgebiet um das Siebenfache an. Wohnblocks und öffentliche Gebäude mussten rasch konzipiert und errichtet werden. Mit der Technischen Universität und der kurz nach Ausrufung der Ersten Tschechoslowakischen Republik gegründeten, heute wieder nach dem ersten Staatspräsidenten benannten Masaryk-Universität besaß die zweitgrößte Stadt des Landes gleich zwei Architektenschmieden. Außerdem hatten zahlreiche hier ansässige Architekten bereits vorher eine europäische Ausbildung in Wien, Prag oder München genossen.

Die neue schnörkellose Bauweise erlaubte es, sich vom barock-historistischen Erbe der Habsburgermonarchie zu distanzieren. Präsident Tomáš Garrigue Masaryk bezeichnete das einfache, utilitäre und gesunde Wohnen als die grundlegende Aufgabe der Zeit und festigte damit von höchster Ebene aus die Rolle des Funktionalismus bzw. der Neuen Sachlichkeit als dominanten Ausdruck nationaler tschechoslowakischer Architektur. Brünn profitierte während der dynamischen Stadtentwicklung nach dem Ersten Weltkrieg, die sich in der ganzen Tschechoslowakei bemerkbar machte, von dem ererbten Standortvorteil durch Industrie, Finanzkraft, die zeitgenössischen demografischen Veränderungen im Zuge der Republikgründung und die Gegenwart hervorragender Köpfe. Deshalb sind gerade hier so viele Zeugnisse der Architektur-Avantgarde dieser Zeit zu finden: Das Morava-Palais von Ernst Wiesner, die Villa Tugendhat von Ludwig Mies van der Rohe, das Hotel Avion von Bohuslav Fuchs, die Synagoge von Otto Eisler, die Bezirkskrankenkasse von Jindřich Kumpošt, die Kirche der Hussitischen Gemeinde von Jan Víšek und das Haus Falkensteiner von Oskar Poříska.

Ariane Afsari

Ariane Afsari ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 56–58).

Die berühmte **Villa Tugendhat,** eines der Schlüsselwerke der modernen Architektur. Greta und Fritz Tugendhat beauftragten 1928 den damals schon bekannten Aachener Architekten **Ludwig Mies van der Rohe,** der hier zum ersten Mal beim Bau eines Einfamilienhauses eine Stahlkonstruktion verwendete. Dadurch konnte der Innenraum beliebig gestaltet und die Fassade großzügig verglast werden. Die jüdischen Besitzer mussten 1938 fliehen.
Zeichnung: © Carina Röhr, Bauhaus-Universität Weimar, 2018



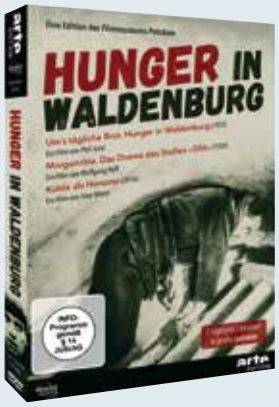
Bauhaus Weimar trifft Bauhaus Brünn

1919/2019: Ein Centennium Bauhaus wird 2019 begangen, Bezugspunkt ist die Vereinigung der Hochschule für Bildende Kunst mit der Kunstgewerbeschule in Weimar unter eben diesem Namen am 12. April 1919. In Vorausschau auf diesen Anlass führte im Mai 2018 eine Zeichenexkursion des Deutschen Kulturforums östliches Europa in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Darstellungsmethodik von Professor Andreas Kästner an der Bauhaus-Universität Weimar nach Brünn/Brno. Die dreißig Studentinnen und Studenten der Zeichenklasse stellten in Teams ausgewählte Gebäude der Moderne und ihre Architekten vor und hielten sie in ihren Zeichnungen fest. Aus diesen Materialien entstand nach der Exkursion eine Ausstellung, die bereits in Weimar und Brünn gezeigt wurde. Sehr gute Dienste bei der Erforschung der einzelnen Gebäude und ihrer Architekten sowie bei der Orientierung in der Stadt mit Bezug auf die Bauten der Neuen Sachlichkeit leisteten Jan Šebánek von der Architekturfakultät der Technischen Universität Brünn und das Brünner Architektur-Manual (BAM).

💻 www.bam.brno.cz/de

▲ Teilnehmerinnen und Teilnehmer der **Bauhaus-Exkursion** bei der Nachbesprechung der entstandenen Zeichnungen. Foto: © Jesper Hake, www.jesperhake.org

Kurz nach der Entstehung der Tschechoslowakei nach dem Ersten Weltkrieg wurde 1920 die **Tschechoslowakische Hussitische Kirche** gegründet. Sieben Jahre später schrieb die Stadt Brünn einen Wettbewerb für den Bau eines Kirchenhauses aus; der Entwurf von **Jan Víšek** gewann. Er zeichnete sich durch ausgeprägte formale Einfachheit aus und erfasste somit auch die Grundhaltung der hussitischen Kirche. Die Neigung des Terrains wurde so genutzt, dass die Terrasse des Haupteingangs über eine Treppe zugänglich ist, während ein zweiter Eingang unter dem Niveau der Straße in der seitlichen Fassade untergebracht ist – von hier aus gelangt man in den unterhalb des Kirchenraumes liegenden Gesellschaftssaal. Die Stirnseite mit dem Haupteingang ist völlig glatt und lediglich mit einem Kelch über dem schlichten Portal geschmückt. Zeichnung: Pengcheng Yao, Bauhaus-Universität Weimar, 2018



UNWIRTLICHE HEIMAT

Eine DVD-Edition zeigt die Not in der Bergbauregion Waldenburg/Wałbrzych

»Heimat« hat derzeit Konjunktur – ein dehnbarer, mehr emotionaler als sachlicher Begriff in Zeiten einer neuen Völkerwanderung. Ein Filmmuseum kann sich durch Rückbesinnung auf die Geschichte und die Filmgeschichte an dem Diskurs beteiligen: Um »Heimat« geht es auf der DVD-Edition *Hunger in Waldenburg*. Die auf ihr versammelten Filme zeigen die Gründe für das Verlassen der Heimat und das Ankommen in der Fremde. Es geht darum, dass es nicht geografische Grenzen sind, die Heimat in die Nähe oder Ferne rücken, sondern wirtschaftliche und politische Interessen. Sie treiben Menschen vor sich her, an Orte der Solidarität wie auch der gewalttätigen Ausgrenzung.

Es sind Filme über das schlesische Waldenburg, das heutige Wałbrzych in Polen: *Ums tägliche Brot. Hunger in Waldenburg* (D 1929, Regie: Phil Jutzi), *Morgenröte. Das Drama des Stollen »306«* (D 1929, Regie: Wolfgang Neff) und *Kohle als Honorar* (D 2016, Regie: Uwe Mann). Sie zeigen die Not in der Region damals und heute, sind klassenkämpferisch, reaktionäre Augenwischerei oder nüchterne Bestandsaufnahmen.

Meine Großmutter stammte aus Schlesien. Ihr Satz »Schlesien ist die Heimat, aber ich will sie nicht wiederhaben« war der erste Anstoß für mich, diese Edition auf den Weg zu bringen. Es ging ihr nicht gut dort, in ihrer Heimat, mit vier Kindern, als Tagelöhnerin auf den Äckern des Rittergutsbesitzers. Wie viele musste sie nach Westen fliehen – an einen Ort, an dem sie nicht willkommen war.

Guido Altendorf

Guido Altendorf ist beim Filmmuseum Potsdam für Ausstellungen und Publikationen zuständig.

Die 2018 erschienene DVD-Edition entstand in Kooperation zwischen dem Filmmuseum Potsdam, absolut MEDIEN, der arte Edition und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa.

POP-ART MIT UNTERTÖNEN

Die Werke des Banater Künstlers Robert Hammerstiel

Zarte Töne sind nicht die Sache von Robert Hammerstiel, nicht in seinen Bildern. Seine Ölgemälde sind kraftvolle Kompositionen aus leuchtendem Rot, Violett, Pink oder Orange. Die flächig gemalten, scherenschnittartigen Figuren haben keinen individuellen Ausdruck, sind nur als Typen erkennbar, schemenhafte Farbmenschen in verfremdeten Farbräumen. Vor zwölf Jahren strahlten die bunten Figuren über ganz Wien, als der 73 Meter hohe Ringturm anlässlich einer Ausstellung von Robert Hammerstiel mit seinen Motiven verhüllt war. In seinem Atelier in Ternitz bei Wien spricht der Künstler, der nach dem Krieg zunächst das Bäckerhandwerk lernte und in den 1950er Jahren in einem Stahlwerk arbeitete, über seine Karriere. »Gemalt habe ich nebenher, bis ich ein Stipendium von der Gewerkschaft erhielt und Kunstkurse besuchen konnte.« 1968 machte er auf einer Reise nach New York die Bekanntschaft mit Vertretern der Pop-Art, eine Begegnung, die sein Schaffen nachhaltig beeinflusste. Seine bunten und auf den ersten Blick fröhlichen Bilder sind aber alles andere als lustige Illustrationen.

Der Maler und sein Werk, porträtiert vom serbischen Fotografen Dragoljub Zamurović

Robert Hammerstiel wurde 1934 in Werschetz/Vršac (Serbien) geboren. Als Angehöriger der deutschen Minderheit in Jugoslawien wurde er Ende des Krieges im Alter von zehn Jahren in mehreren Zivillagern interniert, in denen der Tod allgegenwärtig war. Viele Angehörige starben, er selbst wäre fast verhungert. Im August 1947 gelang Robert Hammerstiel die Flucht mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Österreich. In seinen plakativen Gemälden mit Titeln wie *Der alte Mann und die Brücke* oder *Warten mit den Tüchern* verarbeitet er Erlebnisse aus seiner Kindheit in Werschetz und aus der Lagerzeit.

Christian Glass

Christian Glass ist Museumsleiter und Geschäftsführer der Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56–58). Das Museum konnte 2018 sechs Gemälde sowie Zeichnungen und Holzschnitte von Robert Hammerstiel in seinen Bestand übernehmen.

FREMD IM EIGENEN LAND

Kateřina Tučková erzählt von den Deutschen in der Nachkriegstschechoslowakei

Als vor fast zehn Jahren in Tschechien Kateřina Tučkovás Roman über »Die Vertreibung der Gerta Schnirch« (so die Übersetzung des Originaltitels *Vyhnání Gerty Schnirch*) erschien, war das ein literarischer Meilenstein in der Aufarbeitung des lange tabuisierten Themas. Am Beispiel der Gerta Schnirch aus Brünn/Brno, die Tochter eines deutschen Vaters und einer tschechischen Mutter ist und sich selber mehr als Tschechin denn als Deutsche fühlt, erzählt die Autorin faktenreich tschechische Zeitgeschichte. Sie beginnt kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, schreibt über die Kriegszeit und den berüchtigten Brünner Todesmarsch, aber auch über die stalinistischen Prozesse der 1950er Jahre, über die Liberalisierung in den 1960er Jahren bis hin zum Prager Frühling und seiner Niederschlagung, schließlich über die Samtene Revolution, die eine Neubewertung auch des Umgangs mit der deutschen Bevölkerung mit sich brachte.

Der umfangreiche Roman ist keine einfache Lektüre. Von deutschen und tschechischen Grausamkeiten erzählt die Bestsellerautorin detailgetreu, manchmal bis über die Schmerzgrenze hinaus. Deutsche Leserinnen und Leser konnten ihren Erzählstil bereits in *Das Vermächtnis der Göttinnen* kennenlernen, dem zweiten Roman von Kateřina Tučková, der schon 2016 in deutscher Übersetzung erschien.

Dass nun auch Tučkovás erster Roman auf Deutsch vorliegt, ist der Verdienst des Berliner Klak Verlages. Wenn dieser eine zweite Auflage plant, sollte er jedoch beim Lektorat nachjustieren und könnte über ein Nachwort nachdenken, das die Unterschiede in der deutschen und tschechischen Diskussion um die Ereignisse der Nachkriegszeit thematisiert. Sie waren sicher auch der Grund dafür, dass der deutsche Verlag einen neuen Romantitel gewählt hat.

Christina Frankenberg

Kateřina Tučková: *Gerta. Das deutsche Mädchen.* Aus dem Tschechischen von Iris Milde, Klak Verlag, Berlin 2018, 548 S., ISBN 978-394-376797-1, 19,90 €

Dr. Christina Frankenberg ist stellvertretende Direktorin des Tschechischen Zentrums Berlin.

BRAUCHTUM VERBINDET

Das Pommersche Volkskundearchiv ist nun auch online verfügbar

Das Pommersche Volkskundearchiv gehört zu den größten Wissensbeständen traditioneller Folklore und Volkskultur in Pommern. Es enthält über 18 000 beantwortete Fragebögen aus etwa 1 100 pommerschen Orten zum Erntebrauchtum, zu Oster-, Pfingst- und Weihnachtsbräuchen, Spielen, Liedern, Abzählreimen, Tänzen und vielen anderen Aspekten der pommerschen Alltagskultur. Die Umfragen wurden 1930–35 und 1937/38 durchgeführt.

In einjähriger Arbeit wurde das Pommersche Volkskundearchiv nun durch das Universitätsarchiv Greifswald digitalisiert. Die freie Verfügbarkeit der Bestände kommt der Tatsache entgegen, dass grenzüberschreitend regionale Traditionen trotz des Rückgangs volkskundlicher Forschung auf universitärer Ebene zunehmend das Interesse von regionalen Vereinigungen und Initiativen wecken. Man kann deshalb gezielt nach einzelnen Orten (in deutscher oder polnischer Sprache) und Bräuchen suchen oder über eine interaktive Karte das Material betrachten.

Das digitale Pommersche Volkskundearchiv wurde dem Fachpublikum vorgestellt und bildete einen Kern für die Workshops und Diskussionen im Rahmen eines deutsch-polnischen Arbeitstreffens zum Thema *Brauchtum in Pommern (vor und nach 1945) – grenzüberschreitend erhalten und pflegen,* das am Pommerschen Landesmuseum Greifswald im November 2018 als Projekt der Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg durchgeführt wurde.

Dirk Alvemann und Dorota Makrutzki

▲ Universitätsarchiv Greifswald, Pommersches Volkskundearchiv (K11) – Fragebogen »Erntefest«; Hintergrund: Pommersches Volkskundearchiv – Ergänzung zum Fragebogen »Erntefest«

Dr. Dirk Alvermann leitet das Universitätsarchiv Greifswald, Dorota Makrutzki ist Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald (→ S. 56–58).

Interaktive Karte: http://bit.ly/volkskundearchiv

grenzenlos regional

VOM HEIMATMUSEUM ZUM KULTURZENTRUM

Das wiedereröffnete Ostpreußische Landesmuseum stellt sich einer Gratwanderung

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hofften Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten auf eine baldige Rückkehr in ihr »gelobtes Land«. Die Vertreibung hielten sie für einen Irrtum der Geschichte, der bald korrigiert werden sollte. Als die Nichtrückkehr immer mehr zur Gewissheit wurde, begann eine Phase des Erinnerns und Bewahrens. Es entstanden Sammlungsstellen für die aufhebenswerten Gegenstände, die die Vertriebenen mitgebracht oder im Westen erworben hatten, die sogenannten Heimatmuseen. Eines wurde vor sechzig Jahren in Lüneburg gegründet, einer Region, in der sich besonders viele Menschen aus dem Osten niedergelassen hatten. Es trug den ungewöhnlichen Namen »Ostpreußisches Jagdmuseum« und widmete sich in erster Linie dem Wald, dem Wild und den Pferden Ostpreußens. 1981 wurde das Aufgabengebiet erweitert, der Name in »Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum« verändert. Seit 1987 heißt die Einrichtung »Ostpreußisches Landesmuseum« und wird mit öffentlichen Mitteln institutionell gefördert.

Es ist erstaunlich, dass das Wort »Ostpreußen« über all die Jahre im Namen erhalten geblieben ist. Es hat die Phase überstanden, in der Begriffe wie »Ostpreußen« und »Heimat« als vorgestrig angesehen wurden und der in Ostpreußen geborene Siegfried Lenz in einem Roman ein Heimatmuseum in Flammen aufgehen ließ, weil es revanchistischen Tendenzen Vorschub leistete. Inzwischen ist nicht das Land im Osten, sondern seine historische Kulturleistung in die innerdeutsche Geschichte zurückgekehrt, selbst nichtkonservative Politiker können mit dem Wort »Heimat« wieder etwas anfangen.

Dass das Lüneburger Museum diese Zeit trotz des polarisierenden Namens gut überstanden hat, ist auch auf eine Änderung der Programmatik zurückzuführen. Immer weniger ging es um nostalgiebeladene Gegenstände der Vergangenheit, sondern um die Kulturleistungen des Ostens, um Dichter, Maler und Philosophen, die im Osten gewirkt haben und deren Tun bis heute nachhallt. Der nationale Gedanke trat in den Hintergrund, eine grenzüberschreitende Kulturarbeit wurde zur Regel. 2012 gab es die Ausstellung *Vertraute Ferne,* die dem Wirken der Hanse gewidmet war und sich nicht etwa auf Ostpreußen beschränkte, sondern die anderen Länder des Ostseeraums einbezog, in denen die Hanse tätig gewesen war.

Käthe Kollwitz, Lovis Corinth, Lehrer und Schüler der Königsberger Kunstakademie und die Künstlerkolonie Nidden/Nida: Die Kulturgeschichte Ostpreußens liefert nicht nur in der bildenden Kunst ein reiches und anspruchsvolles Themenfeld.

Links: Blick in die neue Deutschbaltische Abteilung, hier das Modul *Lebenswelten im Herrenhaus*

Rechts: Lüneburg, 25. August 2018, das rote Band ist durchtrennt. V. l. n. r.: Inga Skujiņa (Botschafterin Lettlands), Eckhard Pols (MdB), Björn Thümler (Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur), Museumsdirektor Dr. Joachim Mähnert, Staatsministerin Prof. Monika Grütters, Hubertus Hilgendorff (Ostpreußische Kulturstiftung), Dr. Mart Laanemäe (Botschafter Estlands), Darius Semaška (Botschafter Litauens). Alle Museumsfotos auf dieser Doppelseite: © Ostpreußisches Landesmuseum

Wie sehr das Ostpreußische Landesmuseum im öffentlichen Bewusstsein angekommen ist, wurde bei dem Festakt zur Wiedereröffnung am 25. August 2018 in der Lüneburger Johanniskirche deutlich, an dem fast neunhundert geladene Gäste teilnahmen. 2015 war die dreißig Jahre alte Dauerausstellung des Museums geschlossen worden. Sie wurde überarbeitet und erweitert, es entstanden ein neues Verwaltungsgebäude und ein neues Foyer. Reden und Grußworte – unter anderem sprach Kulturstaatsministerin Monika Grütters – unterstrichen die über den klassischen Heimatmuseumsgedanken hinausgehende Bedeutung dieser Institution, die auf dem Wege ist, zum Kulturzentrum für die nordosteuropäischen Länder, aber auch für die russische Region Kaliningrad zu werden.

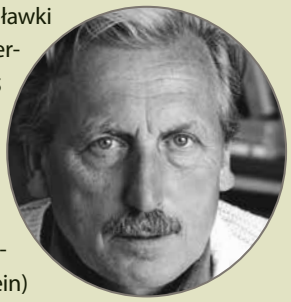
Der weitere Weg kommt einer Gratwanderung gleich. Einerseits muss das Ostpreußische Landesmuseum das Interesse junger Menschen wecken, denen die Geschichte des Ostens fremd ist, andererseits darf es nicht die Alten verlieren, die Ostpreußen erlebt und daran noch emotionale Bindungen haben. Eine transnationale, mehr europäische Ausrichtung wird erforderlich sein, die die Kulturgeschichte der anderen Völker der Region einbezieht – gemeinsam mit Museen in Polen, in den baltischen Ländern und im Kaliningrader Distrikt. Hier wäre auch Brüssel gefordert, diese Form der europäischen Geschichtsaufarbeitung zu unterstützen.

Ein Schritt in diese Richtung wurde am Eröffnungstag getan. Das Ostpreußische Landesmuseum bekam eine Deutschbaltische Abteilung, die von dem Namen Ostpreußen nicht mehr abgedeckt ist. Diese Erweiterung zeigt den Weg zu anderen Kulturregionen des Ostseeraums. In Polen und den baltischen Ländern gibt es ein wachsendes Interesse für das gemeinsame Kulturerbe. Auch in Kaliningrad will man nicht nur an Immanuel Kant, sondern an die vielen anderen Kulturgrößen erinnern, die in Königsberg gewirkt haben.

Zur Wiedereröffnung waren Repräsentanten der Länder jener Region eingeladen. Die Botschafter Estlands, Lettlands und Litauens waren gekommen, die Vertreter Russlands und Polens nahmen nicht teil. Es bleibt noch viel zu tun.

Arno Surminski

Weitere Informationen zum Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg mit Deutschbaltischer Abteilung finden Sie auf den Serviceseiten (→ S. 56–58).



Arno Surminski wurde 1934 in Jäglack/Jegławki bei Rastenburg/Kętrzyn geboren und verbrachte dort seine Kindheit. Im März 1945 wurden seine Eltern von der Roten Armee nach Russland deportiert und kamen im Lager ums Leben. Im Dezember 1945 gelangte er nach Deutschland und wurde 1946 von einer Familie aus Jäglack aufgenommen, die in Trittau (Schleswig-Holstein) Zuflucht gefunden hatte. Nach einer Lehre bei einem Rechtsanwalt und Notar wanderte er 1955 nach Kanada aus und war nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1957 in einem Anwaltsbüro und bei einer Versicherungsgesellschaft tätig.
Seit 1972 ist Surminski freiberuflicher Schriftsteller und Wirtschaftsjournalist. Über dreißig Bücher wurden seitdem veröffentlicht, drei Romane sind für das ZDF verfilmt worden. Neben zahlreichen Literaturpreisen wurde ihm 2016 das Bundesverdienstkreuz für das Bemühen um deutsch-polnische Verständigung verliehen.
Porträt: privat

KONFLIKTREGIONEN IM ÖSTLICHEN EUROPA

Vier Forschungsprojekte zu den Spannungsfeldern Baltikum, Danzig, Südosteuropa und Ukraine

Aufgrund der Annexion der Krim durch Russland und durch den anschließenden bewaffneten Konflikt in der Ostukraine ist das östliche Europa wieder in den Fokus der politisch interessierten Öffentlichkeit gelangt. Auch die populistischen Parteien und ihre Wahlerfolge in Ostmitteleuropa, insbesondere in Polen und Ungarn, stehen wegen ihrer antieuropäischen Politik immer wieder im Blickpunkt politischer Berichterstattung. Die Gesellschaften in diesen Ländern sind tief gespalten. Die Konfliktkonstellationen sind im östlichen Europa höchst unterschiedlich und weisen über die aktuellen und tagespolitischen Entwicklungen weit hinaus. Auch der »neue Ost-West-Konflikt« lässt das östliche Europa als Konfliktregion erscheinen. Die Wurzeln liegen in seiner Geschichte: Hier trat der moderne Nationalismus in einer anderen Virulenz auf als im übrigen Europa. Sein historisches Erbe und damit auch sein materielles Kulturerbe werden geprägt durch pluriethnische, -religiöse und -kulturelle Bevölkerungsstrukturen, insbesondere durch Kriege und ihre Zerstörungen, sowie durch massive Bevölkerungsverluste und -verschiebungen im 20. Jahrhundert.

Warum treten in einigen Regionen des östlichen Europa gehäuft und teilweise gewaltsam Konflikte hervor? Erschöpfende Antworten darauf können, so zeigen es die Beiträge in den öffentlichen Debatten, selbst Osteuropaexperten aufgrund ihrer häufig einseitigen Fokussierung auf ein Land oder eine Nation nur selten geben. Ist das östliche Europa tatsächlich als eine Konfliktregion zu sehen? Was macht eine solche aus? Wie kann man sie definieren und wie wirkt sie sich auf heutige Gegebenheiten aus?

Es fehlt letztlich ein tiefergehendes, umfassendes Deutungswissen. Diese Feststellung führte zu einem vom Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft gemeinsam mit dem Gießener Zentrum Östliches Europa (GiZo) der Justus-Liebig-Universität initiierten Verbundprojekt, das im Rahmen der hessischen Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE) zu den »Konfliktregionen im östlichen Europa« für die Jahre 2017 bis 2020 eingeworben worden ist. Am Herder-Institut werden neben einem Transferprojekt mit Partnern insgesamt vier von zwölf Projekten bearbeitet, die sich exemplarisch verschiedenen Konfliktkonstellationen widmen.

Das Baltikum war eine für das Russländische Reich geostrategisch wie wirtschaftlich bedeutende Region an dessen westlicher Peripherie, die sich aufgrund ihrer Geschichte noch um die Jahrhundertwende trotz zunehmender Integration von »Kernrussland« unterschied. Sozial dominierend waren der deutschbaltische Adel auf dem Land und das deutschsprachige Bürgertum in den Städten; die estnische

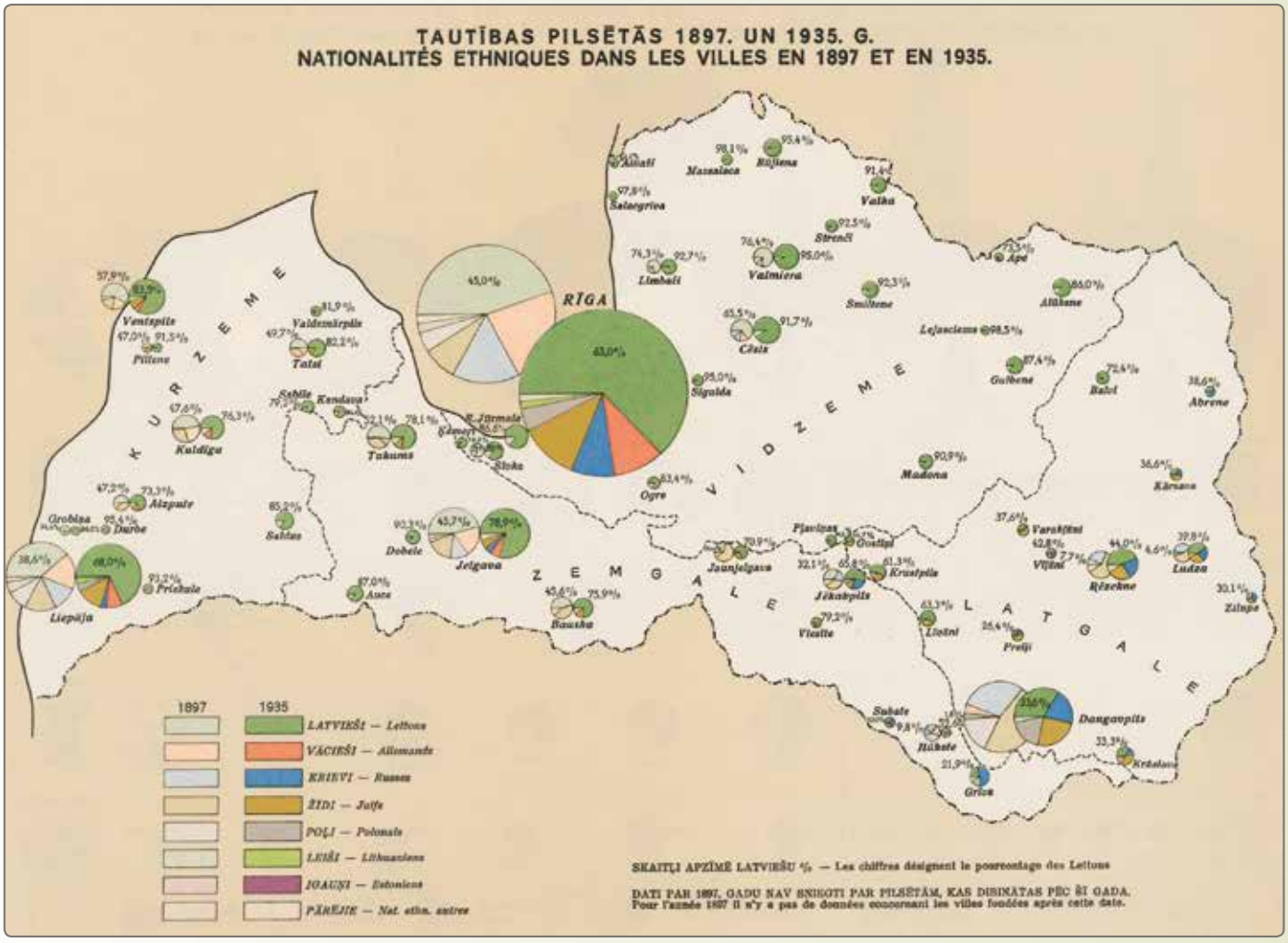
▲ Transkarpatien in der Zwischenkriegszeit: Die Grenze zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei in Kőrösmező, © Herder-Institut, Bildarchiv, Inv.-Nr. 216139

und lettische Bevölkerung lebte zumeist auf dem Land, während die russischsprachige Bevölkerung sich vor allem in industrialisierten Regionen und Städten ansiedelte oder als Beamte und Militärs dorthin versetzt wurde. Damit stand das Baltikum seit dem 19. Jahrhundert im Spannungsfeld verschiedener, parallel laufender und sich gegenseitig verstärkender sozialer, politischer und nationaler Loyalitäten. Diese Prozesse erhielten weitere Impulse durch das Bestreben Russlands, die deutschbaltische soziale Dominanz zu brechen, die Region zu russifizieren und die politische Hegemonie zu erhalten. Die aus den sich verändernden Loyalitätsverhältnissen und dem sich wandelnden Verständnis von »Mehrheit« und »Minderheit« entstehenden Konflikte untersucht ein Teilprojekt, während ein weiteres die Gründung der Freien Stadt Danzig/Gdańsk als Konfliktlösungsmöglichkeit behandelt. Hierbei soll das Verhältnis zwischen lokalen, nationalen und transnationalen Handlungsspielräumen analysiert werden, um das Ineinandergreifen von politischen, ökonomischen und ökologischen Faktoren bei der Verschärfung oder Entspannung der Konfliktkonstellation zu erforschen. Dem eskalierenden Konflikt zwischen Russland und der Ukraine widmet sich das dritte Projekt, das die Geschichtspolitik, Identitätsökonomien und Integrationskonzepte als konstituierende Faktoren des ukrainisch-russischen Verhältnisses zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und 2015 untersucht. Der Verflechtungsgeschichte interethnischer Konflikte widmet sich schließlich das vierte Projekt, das die Grenzregion zwischen der Slowakei, Ungarn und Siebenbürgen fokussiert. Es untersucht die intensive Verschränkung zwischen geopolitischen Konzepten und politisch-kulturellen Konfliktlagen, die auf lange zurückreichende nationale Konkurrenzen um einzelne (ehemals) pluriethnische Regionen zurückgehen. Um darüber hinaus theoretische Grundlagen für das gesamte Verbundprojekt zu erarbeiten, nimmt es vor allem die sich aus den neuen Medien ergebenden Kommunikationsräume und »e-Konflikte« in den Blick. Dieser Zugriff auf die Geschichte des östlichen Europa und die Verflechtungen der dort lebenden Bevölkerung zeigt, wie wichtig deren Untersuchung für das Verständnis von gegenwärtigen Konfliktkonstellationen ist.

Heidi Hein-Kircher

PD Dr. Heidi Hein-Kircher ist Leiterin der Abteilung Wissenschaftsforum am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft Marburg (→ *S. 56–58*).

Minderheitenverteilung in lettischen Städten der Zwischenkriegszeit, © aus Skujenikes, Margers: *Latvijas statistikas atlass/Atlas statistique de la Lettonie,* Riga 1938 [keine Seitenangabe], Herder-Institut. Signatur 46 II D 2



DIKTATOREN UNTER SICH

Die Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Pakts vor 80 Jahren kostete Millionen Menschen das Leben

In der Nacht vom 23. auf den 24. August 1939 herrschte im Kreml eine ausgelassene Stimmung. Stalin erhob sein Glas: Er wisse, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebe, daher trinke er auf das Wohl von Adolf Hitler. Der NS-Gauleiter von Danzig, Albert Forster, berichtete über das Folgetreffen im September, er sei sich in der Gesellschaft der sowjetischen Gastgeber wie unter alten Parteigenossen vorgekommen.

Der Auslöser der guten Laune war ein Vertrag, der als Hitler-Stalin-Pakt in die Geschichte eingegangen ist. Da die beiden Außenminister den Vertrag unterzeichneten, ist im östlichen Europa die Bezeichnung »Molotow-Ribbentrop-Pakt« geläufig. Der veröffentlichte Teil entsprach weitgehend einem unspektakulären Nichtangriffs- und Neutralitätsvertrag: Die Sowjetunion und das Deutsche Reich versicherten, einander nicht anzugreifen und die Neutralität zu wahren, »falls einer der vertragschließenden Teile Gegenstand kriegerischer Handlungen seitens einer dritten Macht werden sollte«. Diese Formulierung gab allerdings schon Zeitgenossen zu denken, denn die Neutralität galt auch für einen militärischen Angriff eines der beiden Vertragspartner auf ein anderes Land.

In einem berüchtigten geheimen Zusatzprotokoll einigte man sich auf die Abgrenzung der gegenseitigen »Interessensphären«. Dabei wurden die baltischen Staaten und Finnland dem sowjetischen Einflussbereich zuerkannt. Polen wurde zwischen Hitler und Stalin aufgeteilt. Mit anderen Worten: Die Diktatoren beanspruchten große Teile Ostmitteleuropas für sich, ohne die Souveränität der betroffenen Staaten auch nur einer Erwähnung zu würdigen. Beiden Seiten war klar, dass eine derartige Abmachung auf friedlichem Wege niemals umgesetzt werden konnte.

Was waren die Motive der beiden Partner? Für Hitler stand die Vermeidung eines Zweifrontenkriegs im Vordergrund. Der deutsche Diktator musste bei seinem für September geplanten Überfall auf Polen mit einem Eingreifen der Westmächte rechnen. Der Einbindung der Sowjetunion in die englische und französische Politik war mit dem Pakt ein Riegel vorgeschoben. Stalin seinerseits hatte bereits seit längerem die Nähe des nationalsozialistischen Deutschlands gesucht. Er misstraute den Westmächten als Partnern spätestens seit dem Münchner Abkommen, das eine gefährliche Isolation der UdSSR offenbart hatte. Der Pakt sorgte aus sowjetischer Sicht zudem dafür, dass ganz im Sinne der Leninschen Ideologie die kapitalistisch-imperialistischen Mächte gegeneinander Krieg führten, während die Sowjetunion quasi im Windschatten dieser Auseinandersetzung ihre »Interessensphären« okkupieren konnte.

Kurzfristig besiegelte der Pakt sowohl den deutschen Überfall auf Polen und damit die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges als auch den Verlust der Unabhängigkeit der baltischen Staaten und deren fast fünfzig Jahre andauernde Okkupation durch die Sowjetmacht. Seine mittelfristige Folge war der brutalste Eroberungs-, Versklavungs- und Vernichtungskrieg des 20. Jahrhunderts, da Stalins Kalkül eines langandauernden Krieges der kapitalistischen Staaten untereinander nicht aufging und sein Partner, obgleich er England nicht besiegt hatte, im Juni 1941 über die Sowjetunion herfiel. Langfristig dokumentiert der Pakt die Absprache zweier Diktatoren, die Millionen Menschen das Leben kosten sollte und auch noch achtzig Jahre nach seiner Unterzeichnung in Ostmitteleuropa Ängste vor einer deutsch-russischen Zusammenarbeit auslöst.

Joachim Tauber

Hitler und Stalin begrüßen sich über dem besiegten Polen: Karikatur von David Low in der britischen Zeitung *Evening Standard* vom 20. September 1939, © Ullstein Bild.

Prof. Dr. Joachim Tauber ist Direktor des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa (IKGN)/Nordost-Institut in Lüneburg (→ S. 56–58).

grenzenlos regional

ERINNERN ÜBER GRENZEN HINWEG

Das Westpreußische Landesmuseum und seine Außenstelle in Krockow/Krokowa

Ab Mitte der 1960er Jahre begannen Deutsche und Polen, sich nach den schmerzhaften Erfahrungen der getrennten Geschichte einem gemeinsamen Erinnern anzunähern. Ein Beispiel für gelungene Kooperationen ist das Regionalmuseum in Krockow/Krokowa, die Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums Warendorf in Polen.

Die Verankerung der Außenstelle innerhalb des Regionalmuseums in Krockow ist das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit zwischen der Trägerin des Westpreußischen Landesmuseums, der Kulturstiftung Westpreußen und der polnisch-deutschen Stiftung Europäische Begegnung – Kaschubisches Kulturzentrum Krockow. Beide Stiftungen haben dafür im Jahr 1999 einen Vertrag unterzeichnet. Im selben Jahr stellte die Gemeinde Krockow im Kreis Putzig/Puck ein großes, zum Schlosskomplex gehörendes Gebäude zur Verfügung, das genügend Platz für die Wechselausstellungen und die Verwaltung bot. Die Finanzierung der Umbaumaßnahmen und des Museums in Krockow erfolgte zu gleichen Teilen durch die Bundesrepublik Deutschland, bereitgestellt über das Westpreußische Landesmuseum, und durch Polen.

Die Tätigkeit des deutsch-polnischen Museums begann 1999 mit den Ausstellungen *Das untere Weichselland während des Dreißigjährigen Krieges* und *Zur Geschichte des Schulwesens im Kreis Putzig.* Ihnen folgten in den nächsten Jahren unter anderem die Ausstellungsprojekte *Schlösser und Herrenhäuser in Westpreußen, Burgen des Deutschen Ordens in Polen, Mennoniten in Polen, Im Strudel von Licht und Wasser. Die Natur im Tal der unteren Weichsel* oder *Jerzy Bahr – Mein Königsberg* sowie die Ausstellung *Ost-West-Begegnungen in Krieg und Frieden,* die an Kriegsende, Flucht, Vertreibung und Neuanfang nach 1945 in Krockow und anderen polnischen Orten erinnerte.

Regelmäßig werden auch Ausstellungen mit Werken von Künstlern und Schulkindern aus der Region präsentiert. Besonders erfreulich ist dabei, dass sie oft gemeinsam mit polnischen Museen an der unteren Weichsel vorbereitet und in die Arbeit des deutsch-polnischen Museums in Krockow integriert werden. Im Schloss wird eine Dauerausstellung über die wechselvolle deutsch-polnisch-kaschubische Geschichte des Landes am Unterlauf der Weichsel gezeigt. Außerdem wurde dort ein Danzig-Zimmer mit Exponaten aus den Beständen des Westpreußischen Landesmuseums eingerichtet.

Das Museum in Krockow mit der Ausstellungshalle und dem Schloss ist inzwischen zu einem wichtigen musealen und kulturellen Begegnungszentrum nicht nur für die Nordkaschubei geworden.

Lothar Hyss und Grazyna Patryn

Dr. Lothar Hyss ist Direktor des Westpreußischen Landesmuseums in Warendorf (→ S. 56–58), Grazyna Patryn ist Leiterin des Regionalmuseums in Krockow/Muzeum Regionalne w Krokowej.

▲ Blick in den Ausstellungsraum des Krockower Museums

Das Schloss der Familie von Krockow wurde 1784 errichtet. Heute beherbergt es neben der Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums auch einen Hotelbetrieb. Fotos: Westpreußisches Landesmuseum

KOPF UND ZAHL

Eine Ausstellung in Görlitz über die Geschichte des Geldes in Schlesien

grenzenlos regional

Das liebe Geld: Allgemein gilt, dass man nicht darüber spricht. Dabei gibt es so viel Interessantes über Geld zu sagen! Das Schlesische Museum zu Görlitz wird erstmals seinen reichen Schatz an Münzen und Medaillen aus acht Jahrhunderten in den Mittelpunkt einer Ausstellung rücken und dabei politische, wirtschaftliche und kulturhistorische Aspekte des Geldes auffächern.

Am Anfang steht die Frage: Wer macht Geld und was macht es »echt«? Die Münzprägung war ein begehrtes Privileg, das vom König vergeben wurde. In Schlesien prägten bis ins 18. Jahrhundert hinein neben dem böhmischen König die schlesischen Fürsten, Bischöfe von Breslau und Ständegemeinschaften eigene Münzen. Der Münzherr hat sich in der Regel mit seinem Kopf auf der Vorderseite des Geldstücks verewigt. Neben der wichtigsten schlesischen Münzstätte in Breslau/Wrocław wurde Geld auch in Städten wie Liegnitz/Legnica, Oppeln/Opole oder Glatz/Kłodzko hergestellt.

Dabei war Geld nicht gleich Geld! In Schlesien wurden vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert neben regionalen Münzen auch überregionale Einheiten gehandelt. Sehr verbreitet war der Prager Groschen des böhmischen Königs. Ob das Geldstück dann auch das wert war, was die Zahl vorgab, musste manchmal auf Schrot und Korn geprüft werden. Das Verhältnis von Feingehalt eines Edelmetalls (Korn) zum Gesamtgewicht (Schrot) einer Münze wurde bis ins 19. Jahrhundert durch einen sogenannten Münzfuß definiert. Geldentwertungen kamen durch die Senkung des Edelmetallgehaltes zustande, wie in der großen Kipper- und Wipperzeit von etwa 1618 bis 1623, den frühen Jahren des Dreißigjährigen Krieges. Die Bezeichnung für diese Periode setzt sich aus dem »Wippen« der Waagbalken und dem Aussortieren (»Kippen«) der besseren Münzen zusammen. Während des Ersten Weltkrieges und der Inflation kursierte schließlich Notgeld aus Papier und auch anderen Materialien mit immer höher steigenden Nominalwerten.

Über Jahrhunderte hinweg dienten Münzen und Scheine jedoch nicht nur als Tauschobjekte, sondern waren wegen ihrer kunstvollen Gestaltung und imposanten Motive begehrt. Geld diente gleichzeitig als Repräsentationsmittel und wurde als Sammlerstück geschätzt – so sehr, dass es manchmal kunsthandwerklich weiterverarbeitet wurde. Ein Beispiel dafür sind barocke Humpen, in deren Wandung hochwertige Münzen eingefasst sind. Aus der Kunst der Geldprägung entwickelte sich schließlich die Medaillenkunst. Die entstandenen Werke bestechen durch ihren ideellen Wert und spiegeln die Repräsentations- und Erinnerungskultur ihrer jeweiligen Epoche wider.

Wenn man schon über altes Geld spricht, darf ein Schatz nicht fehlen! Das Glanzstück der Ausstellung im Schlesischen Museum ist der große Münzfund von Krausendorf/Dębrznik, der im Webereimuseum in Landeshut *(Muzeum Tkactwa w Kamiennej Górze)* aufbewahrt wird. Der aus über 6 000 Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts bestehende Fund kann dank der Förderung durch den Kleinprojektefond von INTERREG Polen-Sachsen 2014–2020 zu einem bedeutenden Teil konserviert und präsentiert werden.

Auch wenn das Schlesische Museum die Münzen nicht aus der Hand geben darf, hofft es doch, Geld unter die Leute zu bringen!

Michalina Cieslicki und Martina Pietsch

Michalina Cieslicki (Volontärin) und Dr. Martina Pietsch (wissenschaftliche Mitarbeiterin) sind am Schlesischen Museum zu Görlitz (→ S. 56-58) tätig.

Das Schlesische Museum zu Görlitz zeigt die Ausstellung *Kopf und Zahl. Geschichte des Geldes in Schlesien* vom 5. Mai 2019 bis 23. Februar 2020.

Doppeldukat der Herzöge Georg III. von Brieg (reg. 1639–1664), Ludwig IV. von Liegnitz (reg. 1653–1663) und Christian von Wohlau (reg. 1653–1672) für die drei Herzogtümer, geprägt 1657, Gold. Die drei Brüder traten gemeinsam als Münzherren auf. Schlesisches Museum zu Görlitz, Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland, Foto: © Schlesisches Museum zu Görlitz

Humpen mit 32 eingelassenen Münzen, Meister Johann Heinrich Wendrich, Jauer/Jawor um 1720, Silber getrieben und gegossen. Schlesisches Museum zu Görlitz, Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland, Foto: © Stekovics

EINE SCHIFFSMANNSCHAFT VON GLEICHGESINNTEN

Der Kammerchor Hugo Wolf aus Marburg an der Drau/Maribor feiert internationale Erfolge

Der Komponist Hugo Wolf besuchte 1873 das Gymnasium in Marburg/Maribor und widmete sich begleitend dem Musikstudium. In der kleinen untersteirischen Stadt an der Drau schrieb er seine ersten Kompositionen und trat als Violinist in der Domkirche auf. Heute wird Wolf von der internationalen Musiköffentlichkeit als einer der größten Meister des spätromantischen Kunstlieds geschätzt. An diesen musikalischen Genius möchte der Kammerchor Hugo Wolf erinnern, der auf Initiative des Vereins deutschsprachiger Frauen »Brücken« im Frühling 2010 in Marburg gegründet wurde. Anlass dafür war der 150. Geburtstag des Komponisten. Aber nicht nur seine Werke möchten die Chormitglieder vor dem Vergessen bewahren. Sie führen auch anspruchvolle Literatur anderer bedeutender deutschsprachiger Musiker wie Eduard von Lannoy, Robert Stolz, Rudolf Wagner, Valentin Lechner oder Emil Hochreiter auf. Alle haben in Marburg ihre Spuren hinterlassen, ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte der heute in Slowenien liegenden Stadt wird jedoch unterschätzt.

Der Kammerchor Hugo Wolf genießt neun Jahre nach seiner Gründung bereits europaweit großes Ansehen. Er besteht aus zwanzig Sängerinnen und Sängern, die alle über eine gesangstechnische Vorbildung verfügen und langjährige Chorerfahrung haben. Sie leisten einen bedeutenden Beitrag zum kulturellen Leben der Stadt und beteiligten sich schon erfolgreich an vielen internationalen Festivals der Chormusik. Im Jahr 2011 gewannen sie beim italienischen *Canto sul Garda* in der Kategorie *Musica Religiosa* die goldene Plakette und 2016 beim slowenischen Nationalwettbewerb Silber. Wettbewerbe seien überhaupt eine hervorragende Gelegenheit für die Weiterentwicklung des Chors, besonders wenn dieser sich um hohe Qualität bemühe, sagt sein künstlerischer Leiter, der Gesangspädagoge und Baritonist Aleš Marčič. Die Vorbereitungen sind immer anspruchsvoll und verlangen von allen Beteiligten volles Engagement.

Über die goldene Lyra freute sich das Ensemble daher außerordentlich. Es ist der höchste Preis des internationalen Chorfestivals in Tuzla (Bosnien und Herzegowina), mit dem die Jury im Juni 2017 den Kammerchor auszeichnete. Dieser Erfolg sei jedoch ohne besondere freundschaftliche Bindungen, die sich im Laufe der Jahre zwischen den Mitgliedern entwickelt haben, nicht erreichbar gewesen, schätzt eine der Sängerinnen ein. Ihr Chor sei wie eine Schiffsmannschaft von Gleichgesinnten, die dem künstlerischen Credo ihres »Kapitäns« voll und ganz vertraue – egal, ob inmitten eines Orkans oder bei ruhiger See. Das Unbezahlbare für alle sei das Zusammensein auf der Bühne und die Energie, die sie bei jedem Auftritt mit dem Publikum teilen.

Für ihren Fleiß und ihr Engagement wurden die Sängerinnen und Sänger im Jahr 2016 mit einer besonderen Einladung belohnt: In der slowenischen Hauptstadt Laibach/Ljubljana traten sie beim Konzert von Andrea Bocelli als Begleitchor des berühmten Tenors auf. Im Jahr 2012 entstand die erste CD-Einspielung mit Musik von Hugo Wolf unter dem Titel *Einkehr.*

Alenka Kreft

Alenka Kreft arbeitet als Übersetzerin für Slowenisch und Deutsch in Berlin.

Der preisgekrönte Auftritt des Kammerchors Hugo Wolf beim internationalen Chorwettbewerb *Lege Artis* in Tuzla (Bosnien und Herzegowina), 2017. Foto: Archiv Jure Legvart

grenzenlos regional

EIN VIELGESTALTIGES UND AMBIVALENTES ERBE

Die »Dokumentation der Heimatsammlungen« wird aktualisiert

»Die Heimatstube ist mittlerweile aufgelöst und kann nicht mehr besichtigt werden.« Nachrichten wie diese zur Torschau-Stube in Kirchheimbolanden erreichten das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in den letzten Jahren immer wieder, meist unter Bezugnahme auf die einzige vollständige Online-»Dokumentation der Heimatsammlungen« in Deutschland. Die Frage, was mit den Heimatstuben, -sammlungen und -museen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler geschehen soll, bleibt aktuell. Bereits in den 1970er Jahren wurde sie erstmalig aufgeworfen. Seitdem sind Heimatsammlungen und ihre Bestände erfasst worden, um den Ist-Zustand zu ermitteln und Antworten auf gesicherter Grundlage geben zu können. Über mögliche Lösungsansätze diskutierten Beteiligte wiederholt auf lokaler, regionaler, aber auch auf nationaler Ebene.

Eine umfassende Lösung konnte nicht gefunden werden. Immerhin zeigten Best-Practice-Beispiele unterschiedliche Möglichkeiten der Rettung, Fortführung oder Umwidmung auf. Als zentrale Anlaufstellen stehen übergreifende Institutionen zur Verfügung, etwa die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne und die Museen für die historischen preußischen Ostprovinzen oder für die Siedlungsgebiete in Ostmittel- und Südosteuropa, die eine deutschsprachige Bevölkerung aufwiesen.

Doch der Umgang mit den insgesamt rund 500 Heimatsammlungen, die von deutschen Flüchtlings- und Vertriebenengruppen sowie von Aussiedlerverbänden nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland eingerichtet wurden, bleibt eine Herausforderung. Sie stehen im Zusammenhang mit den Flucht- und Migrationsbewegungen der deutschsprachigen Bevölkerung aus ost-, ostmittel- und südosteuropäischen Regionen, die während des Zweiten Weltkrieges und danach eingesetzt hatten, und wollen sich doch nicht den »Migrationsmuseen« zugeordnet sehen. Bis in die 1980er Jahre waren sie zum Teil unter dem Sammelbegriff »Ostdeutsche Heimatstuben« bekannt, einige werden auch heute noch von ihren Betreuerinnen und Betreuern so verstanden.

Ihre Entstehungsgeschichte und die Vielschichtigkeit ihrer Bestände provozieren daher weiterhin die Frage, ob und auf welche Weise die Heimatsammlungen bewahrt werden können und wie man am besten ihrer Bedeutung gerecht wird. Neben der Zusammenstellung von Ortschroniken oder der Herausgabe von Heimatblättern war seinerzeit die Gründung von öffentlichen Heimatstuben und -sammlungen ein Bestandteil der national und zugleich regional ausgerichteten Gestaltung von Erinnerung. In ihnen spiegelt sich auch das Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Selbstvergewisserung und Abgrenzung. Die Heimatsammlungen übernahmen die Aufgabe des Deponierens und Exponierens landsmannschaftlicher Symbolik; in ihnen sind nicht selten noch ältere Geschichtsbilder aus ihrer Entstehungszeit anzutreffen.

Ihre Bestände muten auf den ersten Blick vielleicht eher unscheinbar an, doch sind auch Entdeckungen möglich – selbst für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Fachbereichen, die bislang nicht zur Zielgruppe gehörten. So hat der Archäologe Andrzej Kokowski in einigen Sammlungen aufschlussreiche Quellen für die Rekonstruktion von Funden etwa in Westpreußen und Pommern ermittelt, wie er 2018 im *Archäologischen Korrespondenzblatt* berichtete. Die Heimatsammlungen dürften also noch zahlreiche Überraschungen beherbergen, die es zu entdecken gilt. Voraussetzung dafür ist freilich, dass die Bestände bewahrt werden und zugänglich bleiben. Einen Beitrag hierzu soll die derzeit durch das BKGE erfolgende Aktualisierung der »Dokumentation der Heimatsammlungen« leisten.

Cornelia Eisler und Matthias Weber

Dr. Cornelia Eisler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg, Prof. Dr. Matthias Weber ist Direktor des Bundesinstituts (→ S. 56–58).

▲ Schaukasten im Heimatmuseum für Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski und die Neumark in Herford, Mai 2009

www.bkge.de/Heimatsammlungen

BEI PASSKONTROLLE AUSSETZEN!

Ein deutsch-polnisches Brettspiel zur Geschichte der schlesischen Eisenbahn

In Schlesien fuhr die erste Eisenbahn 1842 von Breslau/Wrocław nach Brieg/Brzeg. Nach Eröffnung der ersten Strecke der »Oberschlesischen Eisenbahn« entstand bis ins 20. Jahrhundert ein engmaschiges Streckennetz durch alle Regionen Schlesiens, von der Oberlausitz und der Grafschaft Glatz bis ins Oberschlesische Industrierevier und das Troppauer Land. Zugleich querten mehrere internationale Hauptstrecken die Region, von Berlin nach Krakau oder von Wien nach Warschau.

Die bewegte Geschichte der Eisenbahn in Schlesien vermittelt spielerisch das neue Gesellschaftsspiel *Schlesische Bahnreise/Podróż koleją po Śląsku*. Anlässlich der Sonderausstellung *Schlesische Bahnwelten* gaben das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen und das Kulturreferat für Oberschlesien dieses zweisprachige Brettspiel für alle Altersstufen heraus. Von den großen schlesischen Hauptbahnhöfen können bis zu sechs Spieler ihre Lokomotiven auf eine Rundreise durch Nieder- und Oberschlesien schicken. Ereigniskarten mit besonderen Geschehnissen aus der Eisenbahngeschichte verzögern oder beschleunigen die Fahrt. Der Bau wichtiger Brücken, wie 1848 die Oderbrücke bei Oderberg/Bohumín, brachte neue Bahnverbindungen – der Spieler darf drei Felder vorrücken. Die Einführung von Pass- und Visakontrollen nach der Teilung Oberschlesiens 1922 verlängerte wiederum die Reisezeit innerhalb Schlesiens – und zwingt zum Aussetzen einer Runde. Wie den konkurrierenden Gesellschaften in der Frühphase der Eisenbahn ergeht es auch den Spielern: Wer zuerst mit allen Zügen die Strecke bewältigt, hat gewonnen!

Vasco Kretschmann

Dr. Vasco Kretschmann ist Kulturreferent für Oberschlesien am Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen.

Schlesische Bahnreise/Podróż koleją po Śląsku kann für 16,80 € zzgl. Porto über das Oberschlesische Landesmuseum bestellt werden.

grenzenlos regional

REGIONAL, NICHT PROVINZIELL

Olga Tokarczuk und ihr Festival »Literaturberge« in Niederschlesien

Die Schriftstellerin Olga Tokarczuk lebt in der Metropole Breslau/Wrocław und in einem Dorf in den Sudeten zwischen Eulengebirge und Glatzer Bergland. Seit fünf Jahren organisiert sie gemeinsam mit lokalen Kulturinstitutionen und Vereinen aus Neurode/Nowa Ruda ein Literaturfestival in den Bergen und mit »Bergen von Literatur«.

2015 fing alles klein an: Olga Tokarczuk lud zu Lesungen auf ihre eigene Veranda in Krainsdorf/Krajanow ein. Sie wollte die lokale Öffentlichkeit teilhaben lassen an Besuchen von befreundeten Schriftstellern in ihrem Haus. Daraus hat sich in wenigen Jahren ein großes Festival entwickelt – mit über zwanzig Autorengesprächen an zehn Tagen im Juli. Auf dem Programm stehen nicht nur Lesungen, sondern auch Schreibworkshops für Kinder und Jugendliche, Stadtrundgänge, Ausflüge in die Berge, ökologische Bildungsangebote, Kunstausstellungen, Filmvorführungen und Konzerte. Tokarczuk erläutert die Idee: »Wir wollen den Wert dieser Region zeigen, den anderen Polen in Erinnerung rufen, wie viele kreative Geister mit Niederschlesien verbunden sind. Wir bauen eine Art Gemeinschaft, eine lokale Solidarität.« In der Peripherie an der polnisch-tschechischen Grenze begegnen sich Literaturfans aus den Großstädten mit Einheimischen. Das Festival *Góry Literatury* (»Literaturberge«)

Matěj Hořava liest 2018 aus seinem Debüt. Rechts von ihm seine Übersetzerin Anna Radwan-Żbikowska und die Moderatorin Anna Wanik, Foto: © Barbara Adamska

mit seiner international bekannten Gastgeberin trägt sicher dazu bei, die Region innerhalb Polens aufzuwerten. Vor allem aber beweist es, dass die Nachfrage nach Kultur in strukturschwachen Regionen ebenso groß ist wie in den großen Städten.

Annemarie Franke

Annemarie Franke war bis August 2018 Kulturreferentin für Schlesien und ist jetzt Projektmitarbeiterin des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) beim Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität in Warschau.

www.facebook.com/festiwalgoryliterature

ADLIGE LEBENSWELTEN

Eine Quellenedition zur Geschichte der ostpreußischen Familie von Lehndorff

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, *Familienbildnis des Grafen Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff und seiner Familie,* 1779 (Privatbesitz)

Vor dem Hintergrund der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandlungsprozesse des 18. und 19. Jahrhunderts ist die Geschichte der Grafen von Lehndorff für die Geschichte des Adels im Allgemeinen und des ostpreußischen im Besonderen exemplarisch. Am Beispiel dieser Familie vermittelt das Projekt *Lebenswelten, Erfahrungsräume und politische Horizonte der ostpreußischen Adelsfamilie Lehndorff vom 18. bis in das 20. Jahrhundert* durch eine wissenschaftliche Online-Quellenedition und eine Studie ein umfassendes Bild vom Leben und Handeln des ostpreußischen Adels in der Neuzeit. Die Online-Edition führt das heute in Polen und Deutschland überlieferte Material des Guts- und Familienarchivs nicht nur virtuell wieder zusammen, sondern stellt es zugleich für die Forschung inhaltlich in einen Zusammenhang. Derzeit stehen etwa 800 wissenschaftlich erschlossene Quellen der Forschung bereits online zur Verfügung. Ende 2019 wird das an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angesiedelte und durch die Staatsministerin für Kultur und Medien geförderte Projekt abgeschlossen sein.

Die Quellen bilden das Leben der adligen Familie vom 18. bis in das 20. Jahrhundert auf ihrem Gut Steinort in Ostpreußen sowie auch in den Städten Königsberg und Berlin in vielfältiger Weise ab. Sie berühren Besitz und Familienbeziehungen, politische, militärische, ökonomische, soziale Tätigkeit sowie kulturelle, genealogische und religiöse Themen. Mit der Studie werden die im Projekttitel angezeigten Fragestellungen monographisch aufbereitet.

Gaby Huch

Dr. Gaby Huch ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im Projekt Lebenswelten, Erfahrungsräume und politische Horizonte der ostpreußischen Adelsfamilie Lehndorff.

https://lebenswelten-lehndorff.bbaw.de/index.xql

NEUER ORT, NEUES KONZEPT

Die Stiftung Brandenburg plant einen Umzug und stellt die Weichen in Richtung Zukunft

Die Stiftung Brandenburg wurde 1974 auf Initiative der Bundesregierung gegründet und hatte damals ihren Sitz in Stuttgart. Ihre Aufgabe ist die Pflege, Erhaltung und Erforschung des kulturellen Erbe Brandenburgs, besonders des Gebietes, das heute zur Republik Polen gehört. Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten verlegte die Stiftung ihren Sitz nach Fürstenwalde (Spree). Dort besitzt sie seit 2002 das Haus Brandenburg. Es beherbergt eine Bibliothek mit einem umfangreichen Archiv und eine Vielzahl an Exponaten aus der historischen Region Ostbrandenburg, die exemplarisch in einem kleinen Museum gezeigt werden. Außerdem finden dort Veranstaltungen statt.

Treffen der Steuerungsgruppe im Logensaal der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), Februar 2018, © Konrad Tschäpe, Institut für angewandte Geschichte

Doch das Haus Brandenburg ist nun zu klein geworden für die Menge der kulturellen Güter, die ständig anwächst, etwa durch Schenkungen und Nachlässe aus dem Besitz der Erlebnisgeneration. Die Stadt Frankfurt (Oder) wurde als idealer Ort für den Sitz der Stiftung ausgewählt. Verbunden mit den Umzugsplänen ist die Erstellung einer neuen, zukunftsweisenden Konzeption, die vom brandenburgischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur finanziell und ideell unterstützt wird. Dies erfolgt in Zusammenarbeit mit einer Steuerungsgruppe, in der Vertreterinnen und Vertreter der Stiftung, der Stadt Frankfurt, der Europa-Universität Viadrina und des Instituts für angewandte Geschichte in Frankfurt mit polnischen Partnern und weiteren Fachleuten zusammenarbeiten.

Ingrid Schellhaas

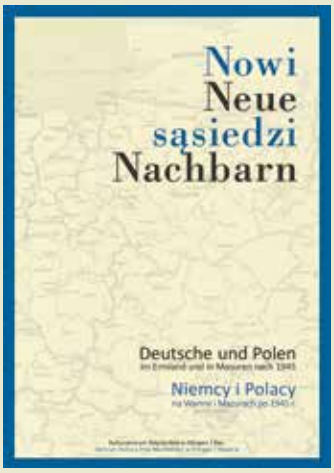
Ingrid Schellhaas ist Stiftungsratsvorsitzende der Stiftung Brandenburg.

www.stiftung-brandenburg.de

grenzenlos regional

NEUE NACHBARN

Zeitzeugenprojekt über Deutsche und Polen im Ermland und in Masuren nach 1945



Die Beschäftigung mit der unmittelbaren Nachkriegszeit rückt immer mehr in den Fokus historischer Untersuchungen. Daher startete das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen (Bayern) im Frühjahr 2016 sein inzwischen drittes Zeitzeugenprojekt unter dem Titel *Neue Nachbarn – Deutsche und Polen im Ermland und in Masuren nach 1945*. Das Ziel dieses vom Freistaat Bayern finanziell geförderten und von Gabriela Czarkowska-Kusajda mitgestalteten Projekts bestand darin, die Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im südlichen Ostpreußen mittels persönlicher Erlebnisberichte näher zu beleuchten. Was es von der Vielzahl thematisch ähnlicher Projekte und Publikationen unterschied, war die Vorgabe der Zweisprachigkeit. So wurden insgesamt 15 Personen ausführlich befragt, die nach dem Einmarsch der Roten Armee in ihrer Heimat blieben und erst später in die Bundesrepublik Deutschland bzw. in die DDR ausreisten oder bis zum heutigen Tag in Polen leben. Die Grundvoraussetzung zur Teilnahme war die Beherrschung beider Sprachen. Das Ergebnis erhebt nicht den Anspruch, repräsentativ für die untersuchte Zeit zu sein. Persönliche Schicksale und unterschiedliche Sichtweisen zeichnen jedoch ein facettenreiches Bild.

Die interessantesten Passagen der Interviews fanden Platz auf zwei CDs. Parallel dazu entstand ein zweisprachiges Begleitheft mit einer wissenschaftlichen Einführung, bisher weitgehend unbekannten Dokumenten aus dem Staatsarchiv Allenstein/Olsztyn und vielen zeitgenössischen Fotografien.

Wolfgang Freyberg

Wolfgang Freyberg ist Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen (Bayern) (→ S. 56–58).

Die Broschüre umfasst 72 Seiten, ergänzt von 2 CDs (wahlweise auf Deutsch oder Polnisch). Eine Bestellung zum Preis von 11 Euro zuzüglich Versand ist nur über das Kulturzentrum Ostpreußen möglich (Kontaktdaten → S. 57).

Sie möchten keinen BLICKWECHSEL mehr verpassen? Dann abonnieren Sie ihn!

Das Journal BLICKWECHSEL erscheint einmal im Jahr und kann gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € pro Heft zzgl. Porto beim Stuttgarter Verlagskontor bezogen werden.

- ◯ Ich möchte den BLICKWECHSEL abonnieren und erhalte ab der nächsten verfügbaren Ausgabe bis zum Widerruf 1 Ausgabe pro Jahr (FF-Bestellnr. 15913)

Ich bestelle folgende noch lieferbare Einzelhefte:

- ◯ Exemplar(e) 2014 (DF107): **Zeitenwende 1914***
  Das östliche Europa zwischen Fin de Siècle und Weltenbrand
- ◯ Exemplar(e) 2015 (DF109): **Gewaltsamer Frieden***
  Das östliche Europa nach der »Stunde Null« des Jahres 1945
- ◯ Exemplar(e) 2016 (DF111): **Mutterstädte** | Von großen und kleinen Metropolen im östlichen Europa
- ◯ Exemplar(e) 2017 (DF113): **Mehr als Luther** | Reformation im östlichen Europa
- ◯ Exemplar(e) 2018 (DF115): **Zwischen Trauer und Triumph**
  Das Jahr 1918 und seine Folgen im östlichen Europa
- ◯ Exemplar(e) 2019 (DF117): **Grenzenlos regional** | Landschaft und Identität im östlichen Europa

Vorname ..... Name .....

Straße .....

PLZ ..... Ort .....

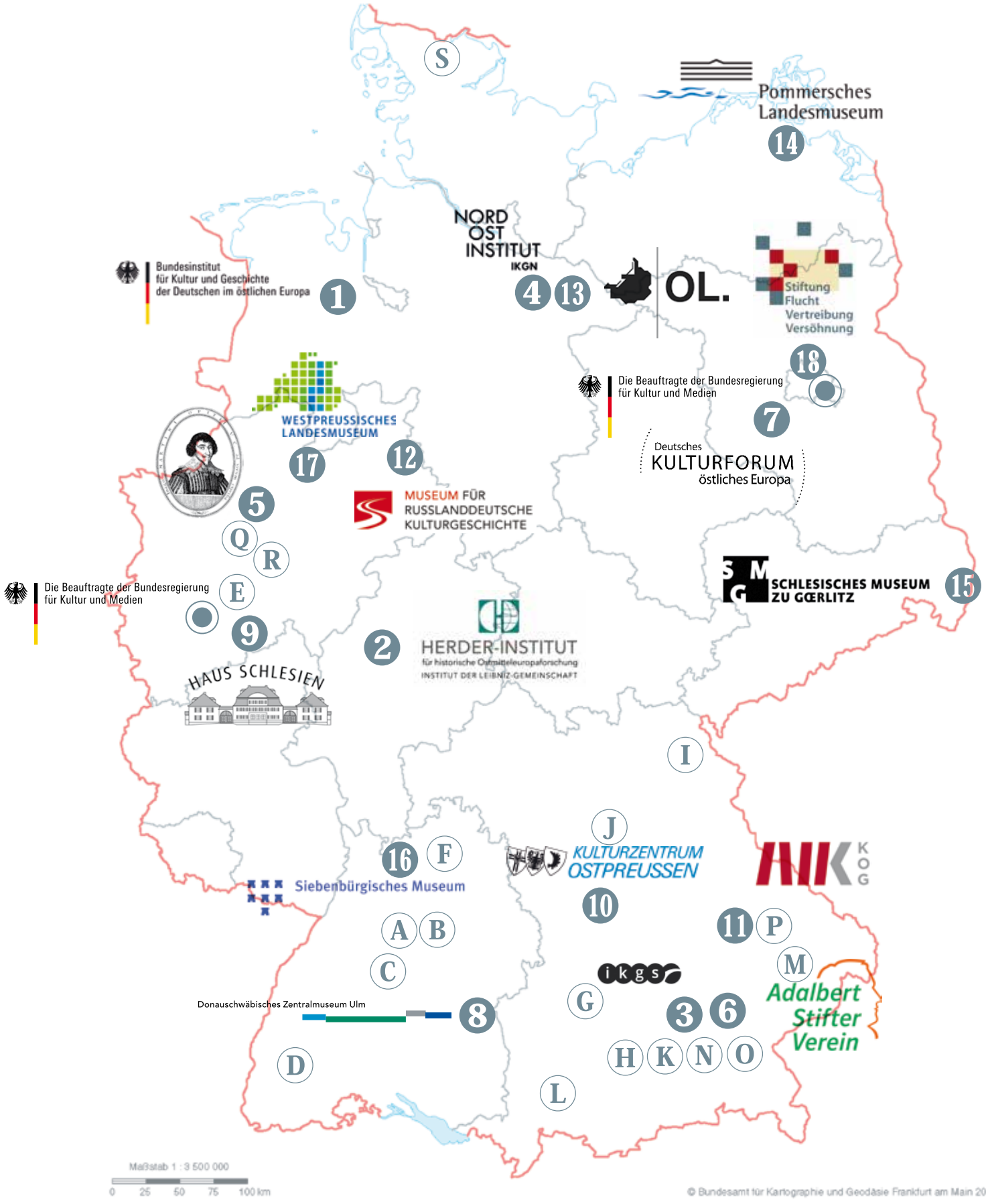
Unterschrift .....

Bestellungen durch Einsenden dieses Coupons im frankierten Umschlag an das Stuttgarter Verlagskontor GmbH, Rotebühlstraße 77, D–70178 Stuttgart oder – jeweils mit Angabe der Bestellnummer – per Mail unter svk@svk.de, per Telefon unter +49-(0)711/6672 1483 bzw. per Fax unter +49-(0)711/6672-1974.
Die erhobenen Daten werden ausschließlich für die Abwicklung der Bestellung verwendet.

*) Restexemplare, solange Vorrat reicht

EIN THEMA MIT VIELEN FACETTEN

Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen



© Bundesamt für Kartographie und Geodäsie Frankfurt am Main 2012

Vom Bund geförderte Einrichtungen

Förderung nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG), bei ❷ nach Artikel 91b des Grundgesetzes

• **Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien**
Willy-Brandt-Straße 1 • 10557 Berlin
Referate K 44 und K 45
(Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa)
Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn
K44@bkm.bund.de • K45@bkm.bund.de

Bundesinstitut

❶ **Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE)**
Johann-Justus-Weg 147 a
26127 Oldenburg
Telefon: +49 (0)441 96195-0
www.bkge.de
bkge@bkge.uni-oldenburg.de

Forschungseinrichtungen und Bibliotheken

❷ **Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung**
Institut der Leibniz-Gemeinschaft
Gisonenweg 5–7 • 35037 Marburg
Telefon: +49 (0)6421 184-0
www.herder-institut.de
mail@herder-institut.de

❸ **Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS)**
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15 • 81379 München
Telefon: +49 (0)89 780609-0
www.ikgs.de • ikgs@ikgs.de

❹ **Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e. V. (IKGN)/Nordost-Institut**
an der Universität Hamburg
Conventstraße 1 • 21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 40059-0
www.ikgn.de • sekretariat@ikgn.de

❺ **Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek**
Berliner Platz 5 • 44623 Herne
Telefon: +49 (0)2323 162805
www.martin-opitz-bibliothek.de
information.mob@herne.de

Einrichtungen der Kulturvermittlung

❻ **Adalbert Stifter Verein e. V.**
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 622716-30
www.stifterverein.de
sekretariat@stifterverein.de
KR Dr. Wolfgang Schwarz
schwarz@stifterverein.de

❼ **Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.**
Berliner Straße 135 | Haus K1
14467 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 20098-0
www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

Museen

❽ **Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm**
Schillerstraße 1 • 89077 Ulm
Telefon: +49 (0)731 96254-0
www.dzm-museum.de
info@dzm-museum.de
KR Dr. Swantje Volkmann
swantje.volkmann@dzm-museum.de

❾ **Haus Schlesien**
Dollendorfer Straße 412
53639 Königswinter-Heisterbacherrott
Telefon: +49 (0)2244 886-0
www.hausschlesien.de
kultur@hausschlesien.de

❿ **Kulturzentrum Ostpreußen**
Schloßstraße 9
91792 Ellingen/Bayern
Telefon: +49 (0)9141 8644-0
www.kulturzentrum-ostpreussen.de
info@kulturzentrum-ostpreussen.de

⓫ **Kunstforum Ostdeutsche Galerie**
Dr.-Johann-Maier-Straße 5
93049 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 29714-0
www.kunstforum.net
info@kog-regensburg.de

⓬ **Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte**
Georgstraße 24 • 32756 Detmold
Telefon: +49 (0)5231 921690
www.russlanddeutsche.de
museum@russlanddeutsche.de
KR Edwin Warkentin
e.warkentin@russlanddeutsche.de

⓭ **Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung**
Heiligengeiststraße 38
21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 75995-0
www.ostpreussisches-landesmuseum.de
info@ol-lg.de
KR Agata Kern
a.kern@ol-lg.de

⓮ **Pommersches Landesmuseum**
Rakower Straße 9 • 17489 Greifswald
Telefon: +49 (0)3834 8312-0
www.pommersches-landesmuseum.de
info@pommersches-landesmuseum.de
KR Dorota Makrutzki
kulturreferat@pommersches-landesmuseum.de

⓯ **Schlesisches Museum zu Görlitz**
Schönhof, Brüderstraße 8
02826 Görlitz
Telefon: +49 (0)3581 8791-0
www.schlesisches-museum.de
kontakt@schlesisches-museum.de
KR Agnieszka Bormann
abormann@schlesisches-museum.de

⓰ **Siebenbürgisches Museum**
Schloss Horneck 1
74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 90621
www.siebenbuergisches-museum.de
info@siebenbuergisches-museum.de
KR Dr. Heinke Fabritius
fabritius@siebenbuergisches-museum.de

⓱ **Westpreußisches Landesmuseum**
Franziskanerkloster
Klosterstraße 21 • 48231 Warendorf
Telefon: +49 (0)2581 92777-0
www.westpreussisches-landesmuseum.de
info@westpreussisches-landesmuseum.de
KR Magdalena Oxfort
magdalena.oxfort@westpreussisches-landesmuseum.de
www.kulturreferat-westpreussen.de

Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

⓲ **Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung**
Mauerstraße 83/84 • 10117 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2062998-0
www.sfvv.de • info@sfvv.de

KR = Kulturreferat
Erläuterungen siehe S. 58

Von den Ländern getragene oder institutionell geförderte Einrichtungen

BADEN-WÜRTTEMBERG

→ 8 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

A Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg
Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-26
www.dsksbw.de

B Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg
Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-0
www.hdhbw.de

C Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde
Mohlstraße 18 • 72074 Tübingen
Telefon: +49 (0)70719992-500
www.idglbw.de

D Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, IVDE
Goethestraße 63
79100 Freiburg/Breisgau
Telefon: +49 (0)761 70443-0
www.ivdebw.de

E Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen
Godesberger Allee 72–74 • 53175 Bonn
Telefon: +49 (0)228 91512-0
kulturportal-west-ost.eu/kulturstiftung

F Siebenbürgen-Institut
an der Universität Heidelberg
Schloss Horneck
74831 Gundelsheim am Neckar
Telefon: +49 (0)6269 4210-0
www.siebenbuergen-institut.de

BAYERN

→ 10 Kulturzentrum Ostpreußen
→ 11 Kunstforum Ostdeutsche Galerie

G Bukowina-Institut
an der Universität Augsburg
Alter Postweg 97a • 86159 Augsburg
Telefon: +49 (0)821 577067
www.bukowina-institut.de

H Collegium Carolinum
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 552606-0
www.collegium-carolinum.de

I Egerland-Museum
Fikentscherstraße 24
95615 Marktredwitz
Telefon: +49 (0)9231 3907
www.egerlandmuseum.de

J Haus der Heimat Nürnberg
Imbuschstraße 1 • 90473 Nürnberg
Telefon: +40 (0)911 8002638
www.hausderheimat-nuernberg.de

K Haus des Deutschen Ostens
Am Lilienberg 5 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 449993-0
www.hdo.bayern.de

L Isergebirgs-Museum Neugablonz
Bürgerplatz 1 • 87600 Kaufbeuren
Telefon: +40 (0)8341 96 50 18
www.isergebirgs-museum.de

M Schlesisches Schaufenster in Bayern – Museum und Dokumentation
(im Herzogschloss Straubing)
Schlossplatz 2 b • 94315 Straubing
Telefon: +49 (0)6022 8795 (Information)
+49 (0)9421 4303120 (Anmeldung)
www.landsmannschaftschlesienbayern.de

N Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste
Hochstraße 8/III • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 48000348
www.sudetendeutsche-akademie.eu

O Sudetendeutsches Museum
(im Aufbau)
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 480003-0
www.sudetendeutsche-stiftung.de

P Sudetendeutsches Musikinstitut
Ludwig-Thoma-Straße 14
93051 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 9100-1341
www.bezirk-oberpfalz.de

HESSEN

→ E Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

MECKLENBURG-VORPOMMERN

→ 14 Pommersches Landesmuseum

NIEDERSACHSEN

→ 13 Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung

NORDRHEIN-WESTFALEN

→ 17 Westpreußisches Landesmuseum

Q Gerhart-Hauptmann-Haus
Bismarckstraße 90
40210 Düsseldorf
Telefon: +49 (0)211 1699111
www.g-h-h.de

R Oberschlesisches Landesmuseum
Bahnhofstraße 62
40883 Ratingen
Telefon: +49 (0)2102 9650
www.oslm.de
KR Dr. Vasco Kretschmann
kulturreferat@oslm.de

SACHSEN

→ 15 Schlesisches Museum zu Görlitz

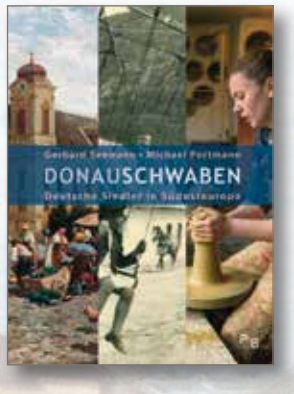
SCHLESWIG-HOLSTEIN

S Academia Baltica
Akademieweg 6
24988 Oeversee
Telefon: +49 (0)4630 550
www.academiabaltica.de

KR An die Einrichtung angegliedertes eigenständiges Kulturreferat. Kulturreferenten entwickeln mit eigenen Förderetats Projekte der kulturellen Bildung und sind Ansprechpartner der Heimatvertriebenenverbände.

Ergänzungen und Korrekturen dieser Übersicht bitte an blickwechsel@kulturforum.info.

BUCHREIHE ÜBER DEUTSCHE IM ÖSTLICHEN EUROPA



Gerhard Seewann, Michael Portmann
Donauschwaben
Deutsche Siedler in Südosteuropa
Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb., Karten und ausführl. Registern.
371 S., gebunden
€ [D] 19,80; € [A] 20,40
ISBN 978-3-936168-72-3

Josef Sallanz
Dobrudscha
Deutsche Siedler zwischen Donau und Schwarzem Meer
Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb., Übersichtskarte u. ausführl. Registern.
Ca. 350 Seiten, gebunden
€ [D] 19,80 €; € [A] 20,40
ISBN 978-3-936168-73-0

Erscheint im Winter 2019/2020

Ute Schmidt
Bessarabien
Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer
2., aktual. u. erw. Aufl.
Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb., Kartenteil u. Übersichtskarte in Einstecktasche, Zeittafel u. ausführl. Registern.
420 S., gebunden
€ [D] 19,80; € [A] 20,40
ISBN 978-3-936168-65-5

Hintergrund: *Markt am Domplatz in Temeswar,* Gemälde von Stefan Jäger 1910

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa veröffentlicht bebilderte Sachbücher über deutschsprachige Gruppen in Regionen Mittel-, Südost- und Osteuropas. Sie enthalten Darstellungen zur Geschichte und Alltagskultur von der Zeit der Ansiedlung bis in die Gegenwart. Karten, Tabellen, Zeittafeln, Ortsnamenkonkordanzen, historische und aktuelle Fotos geben einen systematischen Überblick zum Thema und machen die Titel der Reihe zugleich zu informativen, facettenreichen Fundgruben.

Impressum
Herausgeber: Deutsches Kulturforum östlices Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam
www.kulturforum.info
blickwechsel@kulturforum.info
© 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.
Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e.V. dankt allen Institutionen und Privatpersonen für die erteilten Reproduktionsgenehmigungen und die freundliche Unterstützung bei der Realisierung dieser Zeitschrift. Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. in Verbindung zu setzen.
Redaktion: Dr. Vera Schneider
V. i. S. d. P.: Dr. Harald Roth
Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers.
Redaktionsassistenz: Kristina Frenzel (www.textarbeit-redaktion.de)
Gestaltung und Satz: Anna Dejewska (www.de-pl-agentur.de)
Reihengestaltung: Hana Kathrin Stockhausen
Druck: Ruksaldruck GmbH + Co. KG Repro plus Offset, Berlin
Das Journal *Blickwechsel* erscheint einmal im Jahr beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. Es kann gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € zzgl. Porto beim Stuttgarter Verlagskontor bezogen und abonniert werden (siehe Bestellcoupon auf Seite 55). Ein kostenfreier Download der digitalen Version ist unter www.kulturforum.info möglich.
ISSN 2195-9439

Deutsches Kulturforum
östliches Europa
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam

Tel. +49(0)331 20098-0
Fax +49(0)331 20098-50

www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

ISSN 2195-9439
DF 117

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Gefördert von

Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien